



Berlin, den 15. September 1900.

Danaerpolitik.

Während der ersten Juliwoche lasen die Deutschen, ihr Kaiser habe öffentlich und feierlich gelobt, er werde für den in Peking verübten Gesandtenmord „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren.“ Diese Rede, die auch von „Mobilmachung“ und „Krieg“ sprach, war kaum verbreitet worden, da ließen sämtliche Großmächte erklären, sie dächten nicht daran, einen Krieg gegen China zu führen, und würden zufrieden sein, wenn für die Ermordung und Beraubung der Weißen Sühne gewährt und im Reich des Himmelssohnes die Ruhe wieder hergestellt werde. Das Wort des Deutschen Kaisers, sein Ruf, ein „historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet“, sei gekommen, die Mahnung an seine Truppen, mit bewaffneter Hand dem Christenthum Einlaß in China zu erzwingen, die Verkündung eines Militäroberpfarrers, „ein Kreuzzug, ein Heiliger Krieg“ habe begonnen: das Alles mußte den Glauben stützen, Deutschland führe allein gegen China Krieg. Ganz klar wurde die Sachlage nicht; in dem von einer bisher unbekanntenen „kaiserlichen Regierung“ den deutschen Bundesstaaten vorgelegten Rundschreiben war von einem Krieg nicht die Rede und zu einem Krieg wäre die Zustimmung des Bundesrathes nöthig, die des Reichstages mindestens nützlich gewesen. Die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen schien das Dunkel zu erhellen; wenn die Großmächte einen gemeinsamen Heerführer wählen, dann, dachte man, müssen sie auch über ihre Aufgaben und Ziele

einig sein. Leider währte die Freude nicht lange. Högernd nur und unter allerlei hemmenden Bedingungen stimmten die Großmächte der Ernennung des deutschen Feldmarschalls zu und bald mußte selbst der optimistische Zweifler erkennen, wie übel es um die Einigkeit der angeblich Verbündeten bestellt sei. Der Deutsche Kaiser sagte in Kassel, es sei „von hoher Bedeutung“, daß die Ernennung des Generalissimus „der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Rußen“ entsprungen sei, „des mächtigen Herrschers, der weit in die asiatischen Lande hinein seine Macht fühlen läßt“; darin zeige sich wieder, „wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind“, und deshalb sei die „Anregung“ des Zaren mit besonderer Freude zu begrüßen. Im russischen Reichsanzeiger aber wurde amtlich dem Erdkreis verkündet: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolaus, wie an alle interessirten Regierungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolaus, von dem Wunsch befeelt, die im fernen Osten entstandenen Verwickelungen möglichst schnell zu ordnen, antwortete auf diese Depesche, er sehe kein Hinderniß, das sich der Annahme des vom Kaiser Wilhelm gemachten Vorschlages entgegenstelle.“ Weder offiziell noch offiziös ist in Deutschland dieser Darstellung widersprochen worden. Die russische Regierung hatte noch hinzugefügt, sie denke natürlich nicht daran, von dem politischen Programm auch nur um Haaresbreite abzuweichen, das sie in vollkommenem Einvernehmen mit Frankreich und anderen Mächten festgesetzt habe, und werde auch bei militärischen Operationen die „Gedanken der Mäßigung“ und die „Menschlichkeit“ nicht vergessen, die „den Ruhm des russischen Heeres begründet haben“. Der Präsident Mac Kinley antwortete auf ein höchst herzliches Telegramm unseres Kaisers sehr kühl und ging mit keiner Silbe auf die Mittheilung ein, Graf Waldersee habe eine Amerikanerin geheirathet. In Frankreich und Rußland wurde heftig gegen die Auffassung Wilhelms des Zweiten protestirt, der öffentlich gesagt hatte, er sehe in der Uebertragung des Oberbefehls an einen deutschen General den Beweis allseitiger Anerkennung unserer militärischen Leistungen; so, hieß es, sei die Zustimmung zur Wahl des Truppenführers nicht gemeint gewesen. Der Zar sandte, um den Eindruck des Wortes von den „alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche“ wegzuwischen, Herrn Witte nach Paris und schrieb an den Präsidenten der französischen Republik einen beinahe zärtlich klingenden Brief, der dem franko-russischen Bündniß neuen Glanz verleihen soll. Inzwischen waren in Peking — ohne die Hilfe auch nur eines einzigen deutschen Soldaten —

die Europäer fast mühelos befreit worden, wir hatten erfahren, daß die meisten der ausgesprengten Gräueltgeschichten ins Märchenreich zu verweisen sind, und Graf Waldersee hatte durch seine zahlreichen Neben und durch die ganze Art seines Auftretens gezeigt, daß er für die ihm zugebachte heikle Aufgabe ungeeigneter ist als irgend ein preussischer General, der stumm und umsichtig seine Pflicht thut. Durfte man vorher schon zweifeln, ob ein Mann, der Klima, Terrain, Volksitten und Volkscharakter nicht kennt, mit der Aussicht auf Erfolge dem Oberbefehl führen könne, so ließ das jähe Ende einer mühsam in Jahren geschaffenen Vegende nun schlimme Konflikte fürchten. Allgemein, auch bei den von der starken Betonung christlicher Ideale nicht übermäßig entzückten Japanern, wurde der Wunsch merkbar, sich dem deutschen Oberbefehl, so weit es irgend anginge, zu entziehen und den Haß der chinesischen Patrioten auf das Deutsche Reich abzuwälzen, dessen Politik man gar zu gern als leidenschaftlich, rachsüchtig, unmenschlich schildern möchte. Und als die Dinge so weit gediehen waren, holten die Russen zu einem Meisterstreich aus: sie erklärten, die Hauptaufgabe sei bewältigt und es sei nun rathsam, die fremden Truppen aus Peking zurückzuziehen, die Vertreter der chinesischen Dynastie zur Heimkehr in die Hauptstadt einzuladen und, unter Wahrung der Religion, der Sitten und der politischen Verfassung des Riesenreiches, über die Sicherung eines den Europäern erträglichen Zustandes mit dem klugen Herrn Li-Hung-Tschang zu verhandeln.

Das war ein Meisterstreich; erstens, weil er dem wichtigsten Interesse der Russen dient, die jeden Grund haben, sich mit den nominellen Besitzern der Mandschurei gut zu stellen; zweitens, weil er den der petersburger Regierung unbequemen Glauben beseitigt, der Zar habe der Schutz- und Strafexpedition den Umfang und Charakter eines Kriegszuges gegeben und der halben Milliarde der asiatischen Confucianer, Buddhisten, Shintoisten und Mohammedaner die Befehrung zum Christenthum zugemuthet; drittens, weil Deutschland nach den Worten des Kaisers den russischen Vorschlag kaum annehmen kann und die deutsche Politik so leicht als das Haupthinderniß eines frühen Friedensschlusses zu bezeichnen ist, während sie bisher als die jeder friedlichen Beilegung internationaler Wirren geneigteste gelten wollte. Was nun geschehen wird, müssen wir abwarten. Der Deutsche Kaiser hat am zweiten Juli in Wilhelmshaven gesagt, er sehe „eine schwere Aufgabe“ vor sich, „die nur durch geschlossene Truppencörper aller civilisirten Staaten gelöst werden kann.“ Heute ist nicht der geringste Zweifel darüber mehr möglich, daß dieses Aufgebot nicht zusammenzubringen sein wird. Historisch

gebildete Politiker, die den vor Kreta gesammelten Erfahrungen ihren Sinn nicht verschlossen, hat die neueste Entwicklung nicht überrascht; sie glauben auch nicht, daß der Kern des russischen Vorschlages ins Wasser fallen wird. In ganz China haben 1899 zwanzigtausend Europäer gelebt, 17 193 davon in den Vertragshafenstädten; einzelne sind gemordet worden, die meisten haben gute Geschäfte gemacht. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Staaten, die auf den chinesischen Markt spekuliren, wegen vereinzelter Barbareien jetzt das ungeheure Reich so lange mit Krieg überziehen werden, bis es, nach dem Wort Wilhelms des Zweiten, „zu Boden geschmettert, auf den Knien um Gnade fleht.“ Man wird sich mit der Bestrafung der Schuldigen begnügen, deren Zahl nicht allzu knauserig bemessen werden wird, und zufrieden sein, wenn die Macht der Mandchu-Dynastie etwas festere, für eine Weile tragfähige Stützen erhält. Und der deutschen Politik wird man gern goldene Brücken über den Abgrund bauen, an den sie in hitzigem Sturmloch gerathen ist.

Wird der Fürst zu Hohenlohe, der offiziell ja noch immer der einzig verantwortliche Reichsbeamte ist, diese Brücke betreten oder wird er dem Lockruf folgen, der von Tag zu Tag lauter über den Aermelkanal zu uns herüber tönt? Es wird Zeit, in das Laboratorium der englischen Politik einmal hineinzuleuchten; die Gefahr, die uns von dort droht, ist von allen die schreckendste. Als in Kiautschou die deutsche Flagge gehißt wurde, jubelten die Briten. Mit Recht; denn was sie nie zu hoffen gewagt hatten, war geschehen: das Deutsche Reich hatte sich da festgelegt, wo russische und englische Aspirationen einst zusammenstoßen müssen; und der vorläufig noch gefährlichste Bedroher der britischen Handels Herrschaft in Ostasien hatte sich als „Pächter“ den Chinesen verhaft gemacht. Diese günstige Konjunktur mußte benutzt werden. Man hat sich oft darüber gewundert, daß England die Japaner zwang, den befestigten Hafen von Wei-Hai-Wei zu räumen; war es nöthig, so wurde auch in London gefragt, den natürlichen Bundesgenossen, Rußlands kräftigsten Gegner in Ostasien, zu ärgern, nur, um diesen Hafen zu bekommen, der, da die Russen in dem ungleich stärkeren Port Arthur sitzen, für England wenig Werth haben kann? In dem Buch *China and the present crisis* von Joseph Walton kann man die Antwort finden. Da wird ausgeplaudert, Wei-Hai-Wei habe einen für die künftige Politik Endlands unschätzbaren Werth, denn es sei bestimmt, eines Tages dem Deutschen Kaiser als Geschenk angeboten zu werden. Der Kaiser, so rechnen die schlaunen Herren, ersehnt eine überseeische Ausdehnung des deutschen Machtbereiches und muß namentlich in Schantung eine Erweiterung seines Gebietes wün-

schen; wenn wir ihm Wei-Hai-Wei anbieten, wird er uns dankbar sein; und zugleich ist Deutschland dann der von Port Arthur beherrschten russischen Sphäre noch nähergerückt. So wird die Reibungsfläche zwischen den beiden Kaiserreichen vergrößert und die deutsche Politik in die Versuchung geführt, in Ostasien die britischen Geschäfte zu besorgen. Das wäre ein noch viel nützlicherer Erfolg als der via Helgoland eingeheimste. Die Engländer haben am Baal gelernt, daß sie der Kraft ihres Heeres nicht allzu leichtgläubig vertrauen dürfen; doch ein piffiger Gentleman findet, namentlich, so lange er Geld hat, stets Leute, die sich für ihn schlagen. Wenn im Osten die Japaner, im Westen die Deutschen vor der Höhle des moskowitzischen Bären Wacht halten, der mit seinen Tagen die Weltausbeuterprivilegien Albions bedroht, dann: *Rule Britannia, rule the waves!* Herr Joseph Walton hat uns zu Dank verpflichtet, da er den allerliebsten Plan ein Vischen zu früh enthüllte. Nun erst wird die Masse der Deutschen den Sinn des englischen Chores verstehen. Aus dem Britenland kamen die grassendsten Lügen über chinesische Gräueltaten, die süßesten Schmeichelreden über die oratorischen Leistungen unseres Kaisers; im Britenland zetern Staatssekretäre jetzt über die „größte Schmach des Jahrhunderts“ — damit ist nicht etwa der Opiumkrieg oder der Raubzug gegen die Burengemeint, sondern der Boxeraufstand mit seinen Folgen —, verkündet die Presse täglich, die Annahme des russischen Vorschlages müsse Europa, müsse insbesondere Deutschland entehren. Man konnte fragen, warum gerade England, das von dem chinesischen Handel zwei fette Drittel an sich gerissen hat, so geräuschvoll einer schnellen und friedlichen Beilegung des Zwistes widerstrebe, die doch das Ziel aller Händlerwünsche sein muß. Der Großkaufmann aber denkt über den Vortheil der Stunde hinaus und opfert gern den kleinen Profit, wenn er hoffen kann, durch solchen Verzicht sich einen aus der Ferne winkenden Riesengewinn sichern zu können. Und ein Riesengewinn wäre es für Großbritannien, wenn es der Schlaueit seiner Geschäftsleute gelänge, das Deutsche Reich und Rußland in Totfeindschaft gegen einander zu setzen. Dann könnte auch die stärkste deutsche Flotte dem Inselimperium nur willkommen sein. Und wie freudig würde man dem Bringer solchen Hoffnungs Glückes das für diesen Zweck aufgesparte Wei-Hai-Wei zu Füßen legen!

Quidquid id est, timeo Danaos . . . Graf Waldersee nähert sich der chinesischen Küste und die arg mitgenommenen deutschen Diplomaten lassen ihre Wunden verbinden. In Troja hat wenigstens ein Apollopriester, Laokoon hieß er, vor dem hübschen hölzernen Spielzeug gewarnt, das die Güte der Griechen dem König Priamus als Festgeschenk zugedacht hatte.

Die Ebenbürtigkeit der Kaiserin.

In einem Aufsatz über das Ebenburtrecht des preussischen Königshauses habe ich die Behauptung aufgestellt und eingehend begründet, daß heutzutage eine Dame einem Prinzen des preussischen Königshauses nur dann ebenbürtig ist, wenn sie stammt:

- a) aus regirendem deutschen,
- b) aus mindestens altreichsgräflichem mediatisirten, aber im Besiz eines reichsunmittelbaren Territoriums und der Reichshandtschaft gewesenem Hause;
- c) aus nicht deutschem regirenden oder erst im neunzehnten Jahrhundert entthronten christlichen Hause;

aber unter der Voraussetzung, daß sie

- a) vier adelige, adelig geborene und
- b) zwei hochadelige Ahnen hat.

Ich hatte hinzugefügt, das „jedenfalls sämtliche Prinzessinnen, die in neuerer Zeit Gemahlinnen von Prinzen des preussischen Königshauses wurden, diesen Erfordernissen genügen.“

Angeichts des Umstandes, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder in der Presse und im Gespräch dem Glauben begegnet, eigentlich genüge der Status der Kaiserin Auguste Viktoria strengen Ebenburtsefordernissen nicht, erscheint es unabweislich, einmal in ruhiger, sachlicher und gründlicher Weise darzulegen, daß der Status der Kaiserin den von mir genau formulirten Forderungen entspricht. Dazu ist zunächst zu prüfen, ob die Kaiserin einem regirenden oder mediatisirten deutschen oder ob sie einem regirenden oder erst im neunzehnten Jahrhundert entthronten christlichen ausländischen Hause entstammt.

Die Kaiserin Auguste Viktoria ist eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Daß das herzogliche Haus Schleswig-Holstein, insbesondere der erste Ast (Augustenburg) der ersten Linie (Sonderburg), kein mediatisirtes Haus im Sinne des Artikels 14 der Bundesakte ist, unterliegt keinem Zweifel. Es regierte auch, wie Jeder weiß, zur Zeit der Vermählung Kaiser Wilhelms des Zweiten (27. Februar 1881) in Schleswig-Holstein nicht. Und doch gehört die Kaiserin einem im Rechtsinne regirenden Hause an, und zwar einem ausländischen.

Aus dieser Stammtafel wird klar, daß das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg eine jüngere Linie des dänischen Königshauses und das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg der ältere Ast dieser jüngeren Linie ist. Zwar regirt die älteste Linie des dänischen Königshauses in Dänemark nicht mehr. Sie ist im Jahre 1863 in der Person Friedrichs des Siebenten erloschen. Aber das Gesamtthaus ist nicht entthront worden. Das Haus regirt in Dänemark weiter, obgleich der zweite Ast der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg, der Ast Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck, in der Person Christian IX. am 15. Mai 1862 und des dänischen Thronfolgefesetzes vom einunddreißigsten Juli 1853 unter Uebergehung des älteren Astes: Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, in Dänemark auf den Thron gelangt ist.

Eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ist daher ein Mitglied eines regirenden christlichen europäischen Fürstenhauses, nämlich des dänischen Königshauses, wenn sie aus einer ebenbürtigen Ehe eines Agnaten dieses Hauses stammt.

Die Kaiserin Auguste Viktoria ist am zweiundzwanzigsten Oktober 1858 als Tochter des Herzogs Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1829, † 1880), aus dessen im Jahre 1856 geschlossener Ehe mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg geboren. Daß diese Ehe ebenbürtig war, kann keinem Zweifel unterliegen, da das Haus Hohenlohe-Langenburg zu den (mediatisirten) Familien gehört, die nach Artikel 14 der Deutschen Bundesakte von 1815 „nichtsdessenoweniger zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden“ und denen „das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff verbleibt.“ Es bleibt also die Frage zu prüfen, ob der Vater der Kaiserin ein Agnat des dänischen Königshauses gewesen ist.

Agnat des dänischen Königshauses ist jeder männliche eheliche Nachkomme Christians des Dritten von Dänemark, des gemeinsamen Stammvaters der ausgestorbenen königlichen Linie in Dänemark und der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg (worin selbstverständlich die Aeste dieser Linie mit einbegriffen sind), bei dem der agnatische Zusammenhang nirgends durch eine unebenbürtige Ehe unterbrochen ist. Das ist also bei jeder einzelnen der in Betracht kommenden Ehen zu prüfen.

Die Stammlinie ist folgende:

1. Christian III., König von Dänemark und Norwegen (geb. 1504, † 1559).
Gem.: Dorothea, des Herzogs Magnus II. zu Lauenburg Tochter.
2. Johann, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1545, † 1622).
Gem.: Elisabeth, des Herzogs Ernst zu Braunschweig Tochter.

3. Alexander, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg (geb. 1573, † 1627).
Gem.: Dorothea, des Grafen Johannes Günther zu Schwarzburg Tochter.
4. Ernst Günther, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1609, † 1689).
Gem.: Auguste, des Herzogs Philipp von Holstein-Plön Tochter.
5. Friedrich Wilhelm, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1668, † 1714).
Gem.: Sophie Amalia Gräfin von Ahlefeld.
6. Christian August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Herzog 1731 (geb. 1696, † 1754).
Gem.: Friederike Luise Gräfin Danneberg-Samsøe.
7. Friedrich Christian I., Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1721, † 1794).
Gem.: Charlotte Amalie Wilhelmine, des Herzogs Friedrich Karl von Holstein-Plön Tochter.
8. Friedrich Christian II., Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1765 † 1814).
Gem.: Luise Augusta, des Königs Christian VII. von Dänemark Tochter.
9. Christian Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1798, † 1869).
Gem.: Luise Sophie Gräfin Danneberg-Samsøe.
10. Friedrich Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 1829, † 1880).
Gem. (wie bereits erwähnt): Adelheid, des Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg Tochter.

Was nun zunächst die Ehen in den unter 1., 2., 3., 4., 7., 8. bezeichneten Generationen betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die betreffenden Damen, nämlich: Dorothea von Lauenburg, Elisabeth von Braunschweig, Dorothea von Schwarzburg, Auguste von Holstein-Plön, Luise Augusta von Dänemark, dem hohen Adel angehörten, also den strengsten Ebenbunterfordernissen genügten. Dagegen ist es ganz unzweifelhaft, daß die in den mit 6. und 9. bezeichneten Generationen geheirateten Damen nach deutsch-rechtlichen Begriffen nur dem niederen Adel angehörten. Das sind die beiden Gräfinnen Danneberg-Samsøe. In Bezug auf die Gräfin Ahlefeld (fünfte Generation) ist zu bemerken, daß sich über die Frage, ob sie dem niederen oder, im Sinne der Zeit, dem hohen Adel angehörte, vielleicht streiten läßt. Doch soll, dem Zweck dieser Untersuchung, möglichst streng zu sein, entsprechend, angenommen werden, sie habe nur dem niederen Adel angehört.

Nach allem Vorigen steht der agnatische Zusammenhang des Prinzen Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (fünfte Generation) mit dem König Christian dem Dritten ganz zweifellos fest und die Frage, ob der agnatische Zusammenhang durch eine unebenbürtige Ehe unterbrochen wurde, ist erst bei der Ehe mit der Gräfin Ahlefeld, immer unter der Voraussetzung, diese habe zum niederen Adel gehört, genauer zu prüfen.

Es ist mit anderen Worten die Frage: galt im dänischen Königshause eine Dame des niederen Adels für ebenbürtig?

Ausschlaggebend ist für die Beantwortung dieser Frage die Thatsache, daß eine Dame unzwifelhaft niederen Adels, die Gräfin Anna Sophie von Reventlow (geb. 1693. Sie war die Tochter des dänischen Lehensgrafen Konrad von Reventlow und entstammte einem uralten Adelsgeschlecht der Tithmarschen) am vierten April 1721 die Gemahlin König Friedrichs des Vierten von Dänemark, des Ur-ur-ur-Enkels König Christians des Dritten und am dreißigsten Mai des selben Jahres feierlich zur Königin gekrönt wurde. Sie wurde auch, obwohl ihr Stiefsohn König Christian VI., der Nachfolger Friedrichs des Vierten, ihr überaus feindlich gesinnt war, in der Brustkirche der dänischen Könige, dem Dom zu Roskilde, beigesetzt. Danach kann kein Zweifel obwalten, daß der niedere Adel im dänischen Königshause als ebenbürtig angesehen worden ist. Mit dem vollsten Recht ist daher die Ebenbürtigkeit des niederen Adels für das dänische Königshaus einschließlich seiner Nebenlinien in dem bekannten „Rechtsgutachten bezüglich der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg erstattet auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom vierzehnten Dezember 1864 vom Kron-Syndikat“, Berlin 1866, nach sehr eingehender Prüfung, mit aller Bestimmtheit bejaht worden.

Hiernach ist also der agnatische Zusammenhang durch die Ehe mit der Gräfin Ahlefeld nicht unterbrochen und deren Sohn, Prinz Christian August (sechste Generation), war zweifellos ein Agnat des dänischen Königshauses.

Das Selbe muß aber von der Ehe dieses Prinzen Christian August (sechste Generation) mit der Gräfin Friederike Luise Danneberg-Samsøe gelten, so daß auch der agnatische Zusammenhang des Sohnes der Gräfin, Friedrich Christians des Ersten (siebente Generation), feststeht. Dessen Ehe mit Charlotte Amalie Wilhelmine von Holstein-Plön und die Ehe ihres Sohnes, Friedrich Christians des Zweiten (achte Generation), mit Luise Auguste von Dänemark geben zu Bedenken keinerlei Veranlassung. Beide Damen gehören dem hohen Adel an. So ergibt sich, daß der Sohn Friedrich Christians des Zweiten, der Herzog Christian Karl Friedrich August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (neunte Generation), als Agnat des dänischen Königshauses anzusehen ist. Daraus folgt aber mit zwingender Nothwendigkeit, daß ein aus ebenbürtiger Ehe geborener Sohn dieses Herzogs

Christian Karl Friedrich August nach dem Tode König Friedrichs des Siebenten im Königreich Dänemark zur Succession fähig gewesen wäre, wenn nicht der Herzog Christian selbst am dreißigsten December 1852 zu Gunsten des jetzigen Königs Christian des Neunten von Dänemark die bekannte Akte ausgestellt hätte: „Wir . . . geloben und versprechen außerdem für uns und unsere Familie bei fürstlichen Worten und Ehren, nichts, wodurch die Ruhe in ihrer Königlichen Majestät Reichen und Landen gestört und gefährdet werden könne, vorzunehmen, ingleichen den von Ihrer Königlichen Majestät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchsterer Szepter gegenwärtig vereinten Lande . . . gefaßten oder künftig zu fassenden Beschlüssen in keiner Weise entgegen zu treten.“ Darin, daß die Dänen kein Mittel unversucht ließen, um diese Akte zu erwirken, liegt der stärkste Beweis dafür, daß die Abstammung des Herzogs Christian Karl Friedrich August von der Gräfin Friederike Luise Danneekjold-Samsøe als Urgroßmutter und der Gräfin Ahlefeld als Ur-urgroßmutter nicht als ein Hinderniß für seine Successionsfähigkeit, daß vielmehr die Ebenbürtigkeit dieser Ehen als zweifellos angesehen wurde.

Nicht ganz so einfach ist die Frage, ob auch die im Jahre 1820 geschlossene Ehe dieses Herzogs Christian Karl Friedrich August von Augustenburg mit der Gräfin Luise Sophie Danneekjold-Samsøe ebenbürtig gewesen ist. Diese Ehe ist nach Erlaß der Bundesakte von 1815 geschlossen und der König Friedrich VI. hat die Bundesakte mitunterzeichnet. Aber nur für Holstein und Lauenburg. Das ist das Ausschlaggebende, denn es kann gar kein Zweifel sein, daß hierdurch das Hausrecht des dänischen Königshauses in keiner Weise berührt worden ist. Das dänische Königshaus war und blieb ein außerdeutsches Fürstenhaus, das nach seinem nationalen — Das heißt: nach dänischem — Recht lebte. Nach der Lehre aber, die annimmt, die Bundesakte habe an dem bestehenden Ebenburtrecht überhaupt nichts geändert, ist es erst recht selbstverständlich, daß es bei dem bestehenden Ebenburtrecht des dänischen Königshauses sein Bewenden hat.

Danach ist aber auch die Ehe des Herzogs Christian Karl Friedrich August von Augustenburg mit der Gräfin Luise Sophie Danneekjold-Samsøe (neunte Generation) als unzweifelhaft ebenbürtig zu bezeichnen und deren Sohn, der Herzog Friedrich Christian August von Augustenburg (zehnte Generation), der Vater der Kaiserin, ist als Agnat des dänischen Königshauses erwiesen. Und damit ist das Schlußglied in den Beweis eingefügt: die Kaiserin Auguste Viktoria ist als eine aus ebenbürtiger Ehe stammende Tochter eines Agnaten eines ausländischen, regirenden und christlichen Hauses, nach dem Hausrecht des preussischen Königshauses, wie es die Staatsrechtswissenschaft ohne Ausnahme als vorhanden annimmt, ebenbürtig.

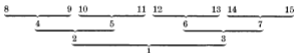
Mit diesem Ergebniß könnte die Untersuchung abgeschlossen werden,

wenn ich nicht selbst, damit allerdings, so weit ich sehe, in der Wissenschaft heute völlig vereinzelt dastehend, der Ansicht wäre, daß zwei weitere Ebenburtfordernisse vorhanden sind, denen eine Dame genügen muß, um allen Bemängelungen ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern Deutschlands entgegen zu sein. Was eines dieser Erfordernisse ist: sie muß, selbst wenn in dem Hause, aus dem sie stammt, nach Hausrecht der niedere Adel ebenbürtig ist, eine hochadelige Mutter haben. Das zweite ist: sie muß stiftmähig sein.

Daß die Kaiserin dem ersten dieser Ebenburtfordernisse genügt, mit anderen Worten: daß sie zwei hochadelige Ahnen hat, ist durch die vorausgegangenen Erörterungen erwiesen. Ihr Vater gehörte einem ausländischen regirenden, ihre Mutter gehörte einem deutschen mediatisirten Geschlecht an.

Es bleibt nur noch übrig, die Stiftmähigkeit der Kaiserin nachzuweisen.

Da ich nun dem Herausgeber dieser Zeitschrift unmöglich zumuthen kann, dieser Untersuchung eine Ahnentafel beizugeben, so muß ich versuchen, die Ahnentafel der Kaiserin so kurz wie möglich zu beschreiben. Ich bediene mich dazu einer Ahnenbezeichnungsmethode nach folgendem Schema:



Es ist einleuchtend, daß hiernach die Kaiserin die Nummer 1 bekommt, Nummer 2 und 3 sind ihre beiden Eltern, Nummer 4, 5, 6 und 7 ihre vier Großeltern, und zwar Nummer 4 und 5 die beiden väterlichen, Nummer 6 und 7 die beiden mütterlichen Großeltern, Nummer 8, 9, 10 und 11 sind die vier väterlichen Urgroßeltern, Nummer 12, 13, 14 und 15 die vier mütterlichen Urgroßeltern u. s. w.

Ich werde diese Zahlen in Klammern dem betreffenden Namen vorsetzen.

Die beiden Eltern der Kaiserin sind: (2) der Herzog Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein Sonderburg-Augustenburg und (3) die Prinzessin Adelheid von Hohenlohe Langenburg.

Die vier Ahnen der Kaiserin werden gebildet von ihren beiden väterlichen und ihren beiden mütterlichen Großeltern. Die beiden väterlichen Großeltern sind: (4) der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg, geb. 1798, und dessen Gemahlin, (5) die Gräfin Luise Sophie Danneberg-Samsøe, geb. 1796; Beide also die Eltern von (2). Die beiden mütterlichen Großeltern der Kaiserin sind: (6) der Fürst Ernst von Hohenlohe-Langenburg, geb. 1794, und dessen Gemahlin, (7) die Prinzessin Hedora von Reiningen-Gartenburg, geb. 1807; Beide also die Eltern von (3).

Die acht Ahnen der Kaiserin werden gebildet von ihren vier väterlichen

und ihren vier mütterlichen Urgroßeltern, oder, wie man auch sagen kann, von den vier Großeltern ihres Vaters und den vier Großeltern ihrer Mutter.

Die vier Großeltern ihres Vaters sind: (8) der Herzog Friedrich Christian II. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 1765, und dessen Gemahlin, (9) Luise Prinzessin von Dänemark, geb. 1771; Beide also die Eltern von (4); ferner: (10) der Graf Christian Konrad Sophus Danneberg-Samsøe, geb. 1774, und dessen Gemahlin, (11) Johanna Henriette Valentine von Raas, geb. 1776, aus uraltem dänischen Adelsgeschlecht; Beide also die Eltern von (5).

Die vier Großeltern der Mutter der Kaiserin sind: (12) der Fürst Karl Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, geb. 1762, und dessen Gemahlin, (13) Amalie Henriette Charlotte Gräfin Solms-Baruth, geb. 1768, Beide also die Eltern von (6), ferner: (14) der Fürst Karl Ewich zu Reiningen, geb. 1763, und dessen Gemahlin, (15) Marie Luise Viktoria, Prinzessin von Sachsen-Koburg-Saalfeld; Beide also die Eltern von (7).

Die sechzehn Ahnen der Kaiserin werden gebildet von den acht Urgroßeltern ihres Vaters und den acht Urgroßeltern ihrer Mutter.

Die acht Urgroßeltern des Vaters der Kaiserin sind: (16) der Herzog Friedrich Christian I. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 1721,¹⁾ und dessen Gemahlin, (17) Charlotte Prinzessin von Holstein-Plön, geb. 1744,²⁾ Beide also die Eltern von (8); ferner: (18) der König Christian VII. von Dänemark, geb. 1749,³⁾ und dessen Gemahlin, (19) Mathilde Prinzessin von Großbritannien und Irland, geb. 1751,⁴⁾ Beide also die Eltern von (9); weiter (20) der Graf Friedrich Christian Danneberg-Samsøe, geb. 1722,⁵⁾ und dessen Gemahlin, (21) Sophie Friederike Luise von Kleist, geb. 1747,⁶⁾ Beide also die Eltern von (10); endlich: (22) Frederik Christian von Raas, geb. 1727,⁷⁾ und dessen Gemahlin, (23) Edle Sofie von Raas zu Nedergaard, geb. 1747;⁸⁾ Beide also die Eltern von (11).

Die acht Urgroßeltern der Mutter der Kaiserin sind: (24) der Fürst Christian Albrecht Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg, geb. 1726,⁹⁾ und dessen Gemahlin, (25) Karoline Gräfin von Stolberg-Gebern, geb. 1731,¹⁰⁾

¹⁾ als Sohn des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

²⁾ als Tochter des Herzogs Friedrich Karl von Schleswig-Holstein-Plön.

³⁾ als Sohn des Königs Friedrich V. von Dänemark.

⁴⁾ als Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales.

⁵⁾ als Sohn des Grafen Christian Danneberg-Samsøe.

⁶⁾ als Tochter des Christian Adrian von Kleist.

⁷⁾ als Sohn des Ulrik von Raas.

⁸⁾ als Tochter des Otto Ditlev von Raas zu Nedergaard.

⁹⁾ als Sohn des Fürsten Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg.

¹⁰⁾ als Tochter des Grafen Friedrich Karl von Stolberg-Gebern.

Beide also die Eltern von (12), ferner: (26) der Graf Johann Christian zu Solms-Baruth, geb. 1733,¹¹⁾ und dessen Gemahlin, (27) Friederike Luise Sophie Gräfin Reuß-Köstritz, geb. 1748,¹²⁾ Beide also die Eltern von (13); weiter: (28) der Graf Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Gartenburg, geb. 1724,¹³⁾ und dessen Gemahlin, (29) Christiane Wilhelmine Luise Gräfin zu Solms-Rödelheim, geb. 1736,¹⁴⁾ Beide also die Eltern von (14); endlich: (30) der Herzog Franz Friedrich Anton von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geb. 1750,¹⁵⁾ und dessen Gemahlin, (31) Auguste Gräfin Reuß-Ebersdorf, geb. 1757,¹⁶⁾ Beide also die Eltern von (15).

Da in den Anmerkungen ¹⁾ bis ¹⁶⁾ der Nachweis geführt ist, daß die in der Ahnentafel der Kaiserin die Nummern (16) bis (31) tragenden Personen sämmtlich adelig geboren sind, so ist bewiesen, daß die Kaiserin nicht nur vier, sondern sechzehn adelige, adelig geborene Ahnen hat, also ohne jeden Zweifel stiftmäßig ist.

Ich fasse zusammen: Die Kaiserin entstammt einem nichtdeutschen regirenden christlichen Hause aus einer zweifellos ebenbürtigen Ehe eines Agnaten dieses Hauses. Sie hat zwei hochadelige und sechzehn adelige Ahnen. Sie entspricht damit den strengsten Ebenburterfordernissen, insbesondere dem Ebenburtrecht des preussischen Königshauses.

Groß-Lichterfelde.

Dr. Stephan Reuß von Stradonitz.



Deutsche Verfassungsgeschichte.

In achtzehnten August 1866 haben siebenzehn deutsche Kleinstaaten: die Großherzogthümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz und Sachsen-Weimar, die Herzogthümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Koburg-Gotha und -Altenburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Reuß j. L., Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, die Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die am vierzehnten Juni unmittelbar nach der folgenschweren, weil die Auflösung des Deutschen

¹¹⁾ als Sohn des Grafen Johann Karl zu Solms-Baruth.

¹²⁾ als Tochter des Grafen Heinrich VI. Reuß-Köstritz.

¹³⁾ als Sohn des Grafen Friedrich Magnus zu Leiningen-Gartenburg.

¹⁴⁾ als Tochter des Grafen Wilhelm Karl Ludwig zu Solms-Rödelheim.

¹⁵⁾ als Sohn des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld.

¹⁶⁾ als Tochter des Grafen Heinrich XXIV. Reuß-Ebersdorf.

Bundes herbeiführenden Abstimmung vorgelegte neue, „den Zeitverhältnissen entsprechende Einigung“ angenommen. Ihr sind dann am dritten September das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, später das Fürstenthum Reuß ä. L., am achten Oktober das Herzogthum Sachsen-Weiningen und endlich am einundzwanzigsten Oktober 1866 das Königreich Sachsen beigetreten; und schon im Dezember des ereignißvollen Jahres 1866 ist den Bevollmächtigten dieser einundzwanzig zu einer neuen Staatsgewalt zusammengeschweißten deutschen Länder der Entwurf zu einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt worden. Nach ihrer am sechzehnten April 1867 erfolgten Annahme ist diese nicht unbeträchtlich abgeänderte Bundesverfassung mit der ersten Minute des ersten Juli 1867 in Kraft getreten. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß den eben aufgezählten einundzwanzig Staaten, die sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1866 mit Preußen zu einem „ewigen“ Bunde zusammengethan haben, die volle Souveränität eigen gewesen sei, daß sie keiner anderen irdischen Macht unterthan gewesen seien, weil die meisten politischen Theoretiker unter Souveränität Etwas verstehen, das sich zwar, fein säuberlich zu Papier gebracht, eben rein theoretisch genommen wunderhübsch ausnimmt, das aber dennoch oder vielmehr gerade deshalb den thatsächlichen staatlichen Machtverhältnissen gar nicht entspricht. Diese Theoretiker gehen von der Voraussetzung aus, daß der springende Punkt darin zu suchen sei, die Begriffe Bundesstaat und Staatenbund mit allen Mitteln formaler Denkarbeit genau zu umschreiben; danach ist ihnen der Deutsche Bund ein völkerrechtliches Staatsgebilde von einem gewissermaßen verächtlichen Beigeschmack. So konnte das famose Schlagwort entstehen: der Deutsche Bund (1815 bis 1866) — kein eigentlicher Staat, sondern nur ein Staatenbund; der Norddeutsche Bund (1866 bis 1870) dagegen und seine Erweiterung, das Deutsche Reich (seit 1871) — ein Bundesstaat, der neben und über seinen Gliedern steht. Man darf diesen Aufstellungen das Eine zuerkennen, daß sie geeignet sind, die zwischen den einzelnen Gliedern eines Sammelstaatswesens fast unvermeidlichen Eifersüchteleien zu überbrücken, geeignet, die wirkliche Schwäche und Ohnmacht der nicht führenden Stützen klug und geschickt, man könnte sagen: seelsorgerlich zu verschleiern. Aber wahr sind sie darum nicht. Das geschichtliche Leben sieht anders aus, als es selbst die scharfsinnigste Lehrmeinung glauben machen möchte. Die zwischen Theorie und Praxis wie auf so manchem anderen Gebiet, so besonders hier breit und tief gährende Kluft in ihrem wahren Charakter aufgedeckt zu haben: Das ist das Verdienst Peter Kloppels, der in dem kürzlich erschienenen, „Die Gründung des Reiches und die Jahre der Arbeit (1867 bis 1877)“ behandelnden ersten Bande seines Werkes „Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867 bis 1897“ den meiner Ueberzeugung nach in den Hauptpunkten vor-

trefflich gelungenen Versuch gemacht hat, uns über Dinge Klarheit zu verschaffen, die völlig verstanden zu haben man sich fälschlich eingebildet hatte. Kloeppel verfällt nie in den namentlich von Juristen sonst gern gemachten Fehler, das zu untersuchende Staatswesen herzunehmen, wie es ist, und es ohne Rücksicht auf seine Ursprünge anatomisch zu zerfasern, sondern er geht stets auf die nächste und von dieser auf die vorletzte Vorvergangenheit zurück; er entwickelt, wo Andere beschreiben. Beinahe möchte ich es darum bedauern, daß Kloeppel dem Leser, „der an staatsrechtlichen Erörterungen keinen Geschmack hat“, empfiehlt, das ganze erste Buch, das die selbständige Auffassung des zweiten und der folgenden Bücher begründet und rechtfertigt, ja in vieler Beziehung überhaupt erst verständlich macht, zu überschlagen. Alle Achtung vor dem Fleiß und dem Fluß der eigentlichen Darstellung; den Hauptwerth des Ganzen bildet (obwohl mir die zweite, größere Hälfte der Arbeit noch gar nicht vorliegt, wage ich getrost diese Behauptung) die im ersten Buch niedergelegte staatsrechtshistorische Grundlage. Wenn Kloeppel ob seines ersten Buches ein Vorwurf durchaus gemacht werden muß, so wäre es höchstens der, daß er bei dem Graben nach den Wurzeln irgend einer Einzelheit aus dem deutschen Verfassungsleben noch nicht tief genug geht; seine grundlegende Einleitung ist im Verhältniß zu dem Uebergang nicht etwa zu weitläufig, sondern eher noch zu kurz zugeschnitten. Es sei mir erlaubt, Das an einigen Punkten zu beleuchten.

Absolutisten der vierziger Jahre haben behauptet (und gewisse Schriftsteller der Gegenwart beten es gläubig nach), das Wesen des konstitutionellen Staates sei nur eine Nachahmung englischer Einrichtungen; demnach hätten wir das Recht der Steuerbewilligung, die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Minister Englands Vorgeschiedenheit zu verdanken. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, daß es schon im vierzehnten Jahrhundert fast allgemein üblich war, daß der Fürst beim Antritt seiner Regierung der „gemeinen Landschaft“ oder den einzelnen Landestheilen, einzelnen Ständen oder einzelnen Mitgliedern der Landschaft (Städten) Freibriefe ausstellte (Küneburg 1355 und 1367, Bayern-Landshut 1363, Pommern 1325 und 1372, Brandenburg 1352). Daraus ergibt sich, daß die alten Landstände nicht nur die Bewilligung von Steuern, sondern auch das Recht ihrer Verweigerung besaßen; bei der Bewilligung von Beeden machten sie ihre Freiwilligkeit ausdrücklich geltend und ließen sich Reverse darüber ausstellen. Die viel rein Administratives umfassende bayerische Landespolizeiordnung konnte erst nach langen Verhandlungen mit den Ständen Gesetz werden. Die Verantwortlichkeit hat sich damals nicht nur auf die Diener der Krone, sondern sogar auf die Fürsten selbst erstreckt. So heißt es in der niederbayerischen Handschrift von 1311: „Es haben auch alle unsere Landherren, Grafen, Freie

und Dienſtmannen vor uns (Herzog Otto) geſchworen einen Eid mit unſerem Willen und Geheiße, daß ſie einander geholfen ſeien, wenn ihnen Etwas an dieſen Sachen (Ueberlaſſung der Gerichtsbarkeit gegen eine Steuer) von uns oder unſeren Amtsleuten gekränkt oder überfahren würde, daß ſie ſich Deſſen wehren ſollen, ſofern, wenn ſie ſich darum an einen anderen Herrn halten mit Dienſt um Hilfe und Rettung wider uns, daß weder ſie noch ihre Erben Das gegen uns oder unſere Erben entgelten ſollen an ihren Treuen noch an keinen Gnaden und Sachen; noch auch die Herren, an die ſie ſich halten, ſollen Das an ihrer Treue entgelten.“ Im Jahre 1468 ſtellte die oberbayeriſche Landſchaft ein ähnliches Anſinnen an ihre Herzoge; und auf das Selbe laufen hinaus die Freiheiten der ungarischen Magnaten (Konſtitution des Königs Andreas des Zweiten vom Jahre 1222; aufgehoben um 1680), das berühmte „*si no, no*“ der Cortes von Aragonien, die „*joyeuse entrée*“ von Brabant-Limburg u. ſ. w. Ganz modern aber muthet uns der Eingang einer Urkunde vom Jahre 1392 an, worin die Herzoge Bernhard und Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg dem Pflichtgefühl, daß ſie ihren Ständen gegenüber beſetzte, folgenden edlen Ausdruck verliehen haben: „Unter allen Stücken, die uns von unſerer Herrſchaft und Unterſaſſen wegen alle Zeit anliegen, nehmen wir uns des Höchſten zu Sinn, daß Gott die Fürſten darum über andere Leute gewürdigt und geſetzt hat, daß ſie von fürſtlicher Tugend und Ehre wegen die Guten im Frieden und in Gnaden pflegen, vorſtehen und behalten ſollen, und dieſelben an ihrem Rechte gegen die Unrechtfertigen kräftigen, beſchützen und beſchirmen.“ Ferner entſcheidet bei ſtreitiger Erbfolge meiſt die Landesverſammlung; ein Ausfluß der altgermaniſchen Wahlfreiheit; jedenfalls hat die Ritterschaft auf die Neuverleihung eines erledigten Fürſtenthums den wirkſamſten Einfluß geübt, wie ja auch in Frankreich die Nachfolge oft durch die Stände entſchieden worden iſt. Und Sachſens Fürſten hatten das Verſprechen abzulegen, daß ſie ſich ohne gemeiner Landſchaft Billigung in keinerlei Krieg oder Bündniß einlaſſen wollten. Kurz: die Mitwirkung beſtimmter Schichten der Bevölkerung bei der Geſtaltung der Geſchichte eines Landes datirt weder erſt von geſtern noch iſt ſie ein Abſatſch engliſcher Freiheiten. Im Grunde iſt es auch gar nicht richtig, England als den konſtitutionellen Staat *κατ' εἶδος* zu bezeichnen; denn abgesehen davon, daß ſich (wie Bonapartes Schöpfung beweist) einer geſchriebenen Verfaſſung auch eine absolute Monarchie erſtuen kann, hat England wenigſtens auf dem Papier kein ſyſtematiſches Ganze: in den einzelnen Freibriefen iſt vom Parlament, namentlich vom Unterhaus, nicht die Rede. Ein weiterer, ſehr weſentlicher Unterſchied beſteht darin, daß ſich in England Das, was eine Verfaſſung ausmacht fortſchreitend entwickelt hat, während man Dieß von dem mittelalterlichen Ständethum Deutschlands nicht behaupten darf: entweder

Stabilität oder Untergang ist sein Kennzeichen. Daher nun wieder im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts die doppelte Erscheinung, daß man theils plöglich und unvermittelt Neues eingeführt, theils für nicht mehr Zeitgemäßes erbittert gekämpft hat. Man kann auf das Recht der Steuererweiterung, auf den Grundsatz von der freien Bewilligung, auf das Recht der Entscheidung über die Nachfolge, auf das des bewaffneten Widerstands oder Abfalls bei Mißachtung anderer Rechte ruhig verzichten, weil man dieses Recht vom konstitutionellen Standpunkt aus nicht mehr für zweckmäßig hält, und kann dabei trotzdem als historisch geschulter Mann für eine gewissenhafte Beachtung und vernünftige Belebung und Weiterbildung von gewissen wichtigen Theilen der alten Verfassung eintreten.

Jedenfalls hat der ausgeprägte Parlamentarismus, den Viele für die Krone aller Regierungssysteme anzusehen bereit sind, in den letzten dreißig Jahren giftige Blüthen und taube Früchte genug gezeitigt. Wie gerade im deutschen Volksvertreter die Verfechtung grauer Theorien ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens mit dem festen Willen und der lautesten Absicht verquickt auftreten kann, Das lehrt als typisches Beispiel der Fall Twisten. Aus Kloeppels Behandlung jener Episode geht zugleich deutlich hervor, mit welcher Unparteilichkeit der Verfasser seines Geschichtschreiberamts gewaltet hat. Während uns Twisten in dem auf den „semper lächelnden“ Grafen zur Lippe zurückzuführenden ungeschickten Einschreiten der Regierung ohne Zweifel als der vergewaltigte Held der strammen Opposition erscheint, wird er wegen seines ultradoktrinären Verhaltens in der Budgetkommission des preussischen Landtages (November 1867) mit hartem, aber durchaus berechtigtem Tadel bedacht. Kloeppel benutzt gern die Gelegenheit, um temperamentvoll Nußanwendungen und allgemeinere Schlässe aus dem besonderen Fall abzuleiten. Als charakteristisch verdient hieraus die an den damaligen Mißgriff des Obertribunals geknüpfte Rüge wiedergegeben zu werden: die Kunst, mit Wortklaudereien die eigene Ungereimtheit dem Gesetz unterzulegen und sich dann hinter die Unerbittlichkeit dieses Gesetzes zurückzuziehen, sei im Deutschen Reich leider genug verbreitet. Auch sonst begegnen Sätze von grundsätzlicher Wichtigkeit und Geltung, die für die Denkart des Verfassers berechtigt Zeugniß ablegen.

Beim Arbeiten ließ sich Kloeppel ganz besonders von einem Satz leiten, den ein Historiker nicht genug anerkennen kann: Bietet der Staat ein sicheres Gehäuse friedlicher Ordnung, worin ein Volksthum geschichtlicher Eigenart seine Anlagen und Fähigkeiten entfalten, ausbilden und mit vereinter Thatkraft in gemeinsamen Schöpfungen darstellen kann, so wird die Erreichung dieses Zweckes keinem Volk als Geschenk der Natur oder der Vorsehung mühelos verliehen, sondern sie ist der stetig höher gestellte Preis des ruhelosen

Kampfes der nationalen Staatsbildung, und zwar ein Preis, der nur solchen Völkern zuerkannt wird, die sich im Kampf als staatsfähig bewähren; oder, wie er sich an einer anderen Stelle ausdrückt: keinem Volk ist die staatliche Einheit in die Wiege gelegt worden, keins hat sie ohne die härtesten Kämpfe errungen; oder endlich, nach dem Wortlaut in des selben Verfassers 1887 erschienener Schrift „Staat und Gesellschaft“: „Das erste Gesetz der geschichtlichen Staatenbildung ist, daß sich jedes eigenartige Volksthum den seinen ganzen Bestand umfassenden Staat, den großen nationalen Staat bilde. Doch die Erfüllung dieses Gesetzes wird den Völkern nicht im Traume gegeben: sie ist das Ziel und der Lohn gewaltigen geschichtlichen Ringens.“ Wie man sieht: betont wird überall Werden und Wachsen, Entwicklung und Geschichte. Auch sonst stoßen wir auf die bemerkenswerthe Thatsache, daß sich die durch frühere Arbeiten (außer der eben erwähnten namentlich auch durch die 1891 veröffentlichte über „Gesetz und Obrigkeit“) konsolidirte politische Meinung des Verfassers als haltbar bewährt hat. Hatte Kloeppel einst eine (nicht gerade à la Fiedler großdeutsche) Ehrenrettung des idealen Nutzens der Römerzüge versucht, so betont er auch in dem vorliegenden Buch, daß erst die von Sybel so herb getadelten Fahrten das Gefühl von der Gemeinsamkeit deutschen Volksthumis in den lange nicht mehr von Karls des Großen gewaltiger Herrschaftsaust zusammengehaltenen ostfränkischen Stämmen entfaltet haben. Von mannhafter Unabhängigkeit des Urtheils zeugt der in unserer byzantinisch angehauchten Zeit leider seltene Freimuth, die in Preußen beliebte propheta ex eventu schneidig zu bekämpfen; und wenn er bemerkt, daß es bis 1679 den Dynastien, denen Kurbrandenburg kaum erst einen Vorsprung abge wonnen hatte, nicht verargt werden darf, daß sie von dem so hoch gerühmten „deutschen“ Beruf der Hohenzollern nichts haben sehen wollen, so stimme ich rückhaltlos zu. Das hindert Kloeppel aber auch gar nicht, für den weiteren Ausbau und die Vollenbung der 1871 nur begonnenen Reichsgründung tapfer zu streiten. Er kann fast wüthend werden, wenn er gezwungen ist, sich mit dem schädlichen Partikularismus der sogenannten deutschen „Stämme“ der Gegenwart zu beschäftigen, die sich dem Historiker gar nicht mehr als geschichtlich gewordene Stämme, sondern in der Mehrzahl als künstliche Schöpfungen einer nicht zu alten Vergangenheit entpuppen; namentlich hats ihm in der Hinsicht der „Bairarismus“ angethan. Kloeppel geht nicht etwa so weit, die bestehenden Dynastien als überflüssig hinzustellen; im Gegentheil: sie müssen erhalten bleiben; aber von der oft zu Unrecht betonten „Verächtigung“ partikularistischer Widerspenstigkeit und Ueberhebung warnt er eindringlichst. Ueberzeugend entwickelt er so die Richtigkeit des Satzes: Das Deutsche Reich ist die staatliche Einheit Deutschlands unter dem Königthum der Hohenzollern, ergänzt durch ständische Mitwirkung der Fürsten und

Freien Städte in bündischen Formen; diese Definition hat den Vorzug, auf der Erkenntniß des geschichtlichen Lebens zu beruhen und verständlich zu sein.

Soll ich noch ein paar Einzelheiten, deren Schilderung mir besonders gefallen hat, hervorheben, so wären es vor Allem zwei: die Erzählung von dem in den Anfang des Jahres 1872 fallenden Beginn der Auseinandersetzungen Bismarcks mit der unter des Welfen Windthorst Führung gebildeten Centrumpartei und die Erörterung der Meinungsverschiedenheiten, die schließlich zu der Trennung der Konservativen von Bismarck und zu der Glanzzeit der (jetzt schon gebrochenen) nationalliberalen Partei geführt haben. Auch die Hervorhebung des Wesentlichen im Deutschen Bunde, dem „nothwendigen Durchgange der deutschen Staatsbildung vom alten zum neuen Reich“, hat meinen vollen Beifall gefunden, — um so mehr, als es mit dem von mir, dem jüngeren Arbeiter, früher Gesagten übereinstimmt.

Leipzig.

Hans F. Helmolt.



Selbstanzeigen.

Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien. — Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. — Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Alterthums. Verlag von Darr, Leipzig.

Die beiden Brochuren sind mit bewußter Absicht für alle wissenschaftlich Gebildeten geschrieben und ihnen verständlich. Die Chrestomathie bringt namentlich Originaltexte und erläutert sie durch Einleitungen, Anmerkungen, Ueberschriften und Figuren. Die Grundlage aller drei Schriften ist die maßvolle, aber ausgesprochene Achtung vor der Leistung und Bedeutung des Alterthums. Ihre gemeinsame Tendenz ist der Ausgleich zwischen Humanismus und Realismus, wie ihn die Antike einmal besessen hat, die Moderne wieder erwerben muß. Die Antike, besonders das Griechenthum, ist nicht einseitig durch die Ausbildung der Kunst, der Poesie, der Berechnung, der Geschichtschreibung, der Philosophie gekennzeichnet. Sie hat auch die Lehre von den Göttern, von den Organismen, von Himmel, Luft und Erde ausgebildet und auf den Gebieten des Handels, der Technik, der Erfindungen Bedeutendes geleistet. Die Namen eines Euklid, Archimedes, Hipparch, Ptolemäus, Diophant stehen theils ganz, theils fast ebenbürtig neben denen eines Phidias, Sophokles, Demosthenes, Thucydides, Plato. Eben die gegenseitige Durchdringung realistischer und humanistischer Bestrebungen und Leistungen ist dem Verfasser das Charakteristische des griechischen Alterthums. Die großen griechischen Theoretiker waren auch Männer der Praxis und „Gestalten von der Vielseitigkeit eines Julius Caesar, eines Leonardo da Vinci, eines Andreas Schläger sind bei dem Volke der Hellenen gar nicht selten gewesen.“ So ideal auch die Hellenen veranlagt sind: jener „realistische Zug, den das

Antlitz des klassischen Griechenlands trug, als es geboren ward, ist ihm eigen geblieben bis zum Tode.“ Wer in den Minen antiker Kultur gräbt und die Schätze des griechischen Realismus nicht hebt, Der „läßt des Edelmetalls ein gut Theil in der Tiefe und heuet diesen Schacht der Kultur nicht aus.“ Wer aber neben den rein geistigen Leistungen der Alten auch die realistischen gebührend berücksichtigt, Der erst liefert ein wahres Geschichtsbild vom Alterthum und macht es für unsere Zeit in hervorragendem Maße lehrreich und vorbildlich. Das sind meine Behauptungen. Die Moderne aber, die dem lange stiefmütterlich behandelten Realismus gerecht werden soll, muß Das auf zweierlei Art thun. Man muß erstens den humanistischen Unterricht durch jene realistischen Studien ergänzen. Zu diesem Zwecke schrieb ich die *Chrestomathie*, deren erstes Buch, ein „Buch der Erdkñen“, vorliegt. Es enthält die Sätze des Thales, Pythagoras und Ptolemäus, die Dreieckslehre des Euklid, die Primzahlen des Eratosthenes, einige Gleichungen des Diophant. Nächstens erscheint ein „Buch von Himmel und Erde“ und ein „Buch der Erfindungen“. Sie werden enthalten eine Beschreibung des Sternhimmels, der Erdmessung des Eratosthenes, der Strömungen im Bosporus, der Lage von Rom, des berühmten Vesuvausbruchs; ferner astronomischer Instrumente des Ptolemäus, einiger Wurfmaschinen, des Riesen schiffs des Archimedes, einer Sonnenuhr und vieles Andere. Schwierigkeiten kann die Lectüre nicht bereiten, da erklärende und erleichternde Hilfsmittel in Wort und Bild reichlich und deutlich beigegeben sind. Zweitens muß man der realistischen Bildung eben so viel Raum und Recht einräumen wie der humanistischen. Die streng formalen Extemporalien und Probearbeiten aber müssen der Zahl und der Werthung nach zurücktreten. Der Ueberbürdung muß nach wie vor mit Sorgfalt gesteuert werden, so daß den Schülern Zeit zu körperlichen oder technischen Uebungen bleibt. Mehr Verständnis und Erkenntniß als Routine und Drill! Mehr Anhören der Schüler, weniger Ueberhören der Lehrer! Mehr Weite, Zusammenhang, Ueberblick des gesammten Wissens, weniger Detail, Vereinzelnng, Spezialistenthum des einseitigen Könnens! Das sind meine Forderungen.

Professor Max Schmidt.



Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Fischer & Franke, Berlin 1900.

Dies Buch enthält, abgesehen von einem Präludium in lyrischer Form, Gedichte, aber es soll doch wie eine Geschichte gelesen werden. Ich habe versucht, meine Jugend in diesen Versen zu schildern und weiter auch die Jugend des Menschen von heute, Das heißt: des fühlenden, denkenden, strebenden, des Menschen, der überhaupt nur als Mensch betrachtet werden kann. Und die Sehnsucht ist es, die sein Leben beherrscht, die Sehnsucht nach allem Hohen, Göttlichen. In unseren herrlichsten Augenblicken können wir ein Theil dieses Göttlichen werden; wir müssen aber tief in unser Inneres steigen, um solche Augenblicke zu genießen. So rettet sich denn hier eine freie Seele aus Sturm und Drang, aus manchem Trüben und Schlimmen am Ende zu einer stillen, reinen Seelenfeier. Franz Staffen hat das Buch geschmückt.

Freiburg i. B.

Holof Grabowsky.



Probleme. Kritische Studien über den Nihilismus. Leipzig, Engelmann.

Es giebt nicht nur eine falsche Wissenschaft: es giebt auch eine falsche Wissenschaftlichkeit, die darin besteht, den Werth und die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft zu überschätzen. Das führt die Vertreter dieses Standpunktes der wissenschaftlichen Unfehlbarkeit zuletzt zu der Behauptung, die Hauptaufgaben der Wissenschaft seien schon erfüllt. In erster Linie ist es der Nachwuchs, die neue Generation der Naturwissenschaftler, für die es keine philosophischen Probleme mehr giebt, weil sie verlernt haben, diese Probleme zu sehen. Einer von ihnen sagte mir einmal: „Wir erledigen heute viele Fragen dadurch, daß wir sie gar nicht stellen.“ Aber die Probleme der Erkenntniß lassen sich so leicht nicht ignoriren: sie sind da und heißen gebieterisch die ihnen zukommende Beachtung. Ihre Existenz und ihre entscheidende Wichtigkeit für den Fortschritt und die Vertiefung der Kultur nachzuweisen, ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Und zwar im kritischen Sinne Kants, dessen Lieffinn im „An sich“ der Dinge für alle Zeiten das Problem der Probleme hingestellt hat, das zu allen philosophischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen den Kontrapunkt bildet: die große Lehre, daß die Welt in unseren Gedanken nicht ohne Rest aufgeht, sondern daß das Ewige und Ursprüngliche in allen Dingen unerforschlich bleibt.

Leipzig.

Dr. Heinrich von Schoeler.

**Edelmensch und Kampf ums Dasein.** Ein Programm. Hannover, bei Jänecke. 8°, 44 S. Preis 1 Mark.

Ein Versuch, zu zeigen, daß der Kampf ums Dasein nur in bestimmten Perioden der Weltgeschichte in den Vordergrund tritt und nur in bestimmten Perioden auch wahres Vollmenschenthum möglich ist; ein Versuch, das Verständnis zu wecken für die Großartigkeit des historischen Verdegangs, die nicht geringer ist als jene der kreisenden Gestirne, die für den Menschen überdies den kategorischen Imperativ des Augenblickes mit starker Stimme betont; der Versuch einer welt-historischen Kritik der Gegenwart, abgetönt auf die Gesamtheit des weltgeschichtlichen Verlaufes. Fragen des Tages und Probleme der Ewigkeit sind an einander gereiht: die Sozialdemokratie als „vorübergehende Erscheinung“ wird eben so betrachtet wie die Freiheit des Willens und der Antheil der Persönlichkeit innerhalb der Historie. In wissenschaftlicher Hinsicht wird die Erforschung der jeweiligen Weltanschauung der Epochen (d. h. die Quintessenz aller ihrer Lebensäußerungen) als Mittelpunkt der vergleichenden Kulturgeschichte postulirt; in praktischer Beziehung wird der „naturwissenschaftlichen“ Weltanschauung der Gegenwart die Nothwendigkeit einer neuen, antidemokratischen, thatkräftigen Weltanschauung gegenübergestellt. Für den aufmerksamen Leser, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das kleine Buch vollständig in sich aufzunehmen und zu überdenken, mag es die Wirkung der in eine Formel gebrachten Weltgeschichte haben, der die Ausblicke in die Zukunft nicht fehlen.

München.

Dr. Karl Vory.



Missionare in China.

Friedrich der Große hat einst gesagt: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, die Behörde muß nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Fassung selig werden.“ Andere Zeiten sind seit jenen Worten heraufgekommen. Preußen ist ein Bestandtheil des mächtigen Deutschen Reiches geworden. Die schwarz-weiß-rothe Flagge ist auf allen Weltmeeren zu sehen. Der deutsche Kaufmann hat mit allen Ländern Verbindungen angeknüpft und nimmt überall eine geachtete Stellung ein. Soll heute Friedrichs Wort nicht mehr gelten?

Neben dem Kaufmann ist der Missionar hinausgezogen, um Heiden und Andersgläubigen die Worte der Bibel zu deuten. Während der Kaufmann aber überall freudige Aufnahme fand, wurde der Missionar fast immer mit scheelen Blicken betrachtet. Die heidnischen Völker sind Kinder und müssen, will man sie erziehen, als solche behandelt werden. Nun stelle man sich eine Kinderstube vor, voll von fröhlichen Kindern, die keine Sorgen und Mühen kennen. Plötzlich geht die Thür auf und herein tritt Knecht Ruprecht mit einem großen Sack schöner, bunter Sachen, die er vertheilt. Der erste Schreck ob der fremden Erscheinung weicht bald heller Freude. Geben und Nehmen ist rasch im Gang und das Tauschgeschäft blüht. Der schlaue Kaufmann Ruprecht lacht sich ins Häufchen und die Kinder lachen auch. Dann aber tritt ein schwarz gekleideter Mann mit ernstem Gesicht in die Kinderstube. Er trägt ein Kreuz in der Hand, auf dem die Gestalt eines Menschen zu sehen ist. Die Kinder grausets. Eins sucht Schutz hinter dem anderen. Das vorberste wird zuerst angesprochen. Was sagt der Mann? Seine Red wird nicht verstanden und die Kinder sind froh, wenn sich hinter dem Fürchtlichen, der so gar nichts mitgebracht hat, die Thür wieder schließt. Niemand wünscht sich diesen Besuch zurück. Wäre es nicht besser für die Interessen des schwarzen Mannes, wenn er wartete, bis die Kinder an den Spielsachen gelernt hätten? Wenn die Knaben einige Fertigkeit im Aufbau von Häusern im Zusammenfügen von Eisenbahnen u. s. w. erworben hätten? Ich glaube: Ja.

Bei den Andersgläubigen haben wir es nicht mit einer Kinderschaar zu thun, sondern mit Erwachsenen, die schon denken gelernt haben, die Gut und Böse wohl zu unterscheiden wissen und die oft eine alte Kultur, eine ihnen heilige Geschichte besitzen. Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit gerade dieser Völker, daß ihre Lehren vom gesellschaftlichen Verkehr sehr viel mehr ausgeprägt sind als bei uns Kaufleuten. Jede Bewegung, jedes Wort ist hierbei vorgeschrieben. Wehe dem unglücklichen Mandarin von vierter Klasse, der sich in Gegenwart eines höheren Mandarinen, selbst auf dessen freundliche Aufforderung, zu setzen wagte! Die Aufforderung hat er mit der

tiefften Ergebenheit abzulehnen und erst nach geraumer Zeit darf er sich endlich auf die äußerste Kante des Stuhles niederlassen. Gespräche über interne Familienangelegenheiten sind einfach unmöglich. Der Chinese hat in dieser Beziehung viel mehr angeborenen Taft als der Durchschnittseuropäer. Mit einem Volke, das schon im Privatverkehr so peinlich auf die Beachtung der alten Sitte hält, ist der politische Verkehr natürlich doppelt schwierig.

In allen Kulturländern — und zu ihnen gehört doch auch China — verlangt man vom Fremdling eine Anpassung an den landesüblichen gesellschaftlichen Verkehr; und diesen berechtigten Ansprüchen wird auch vom gebildeten Menschen gern entsprochen. Der vernünftige Kaufmann, der Beziehungen zu einem Chinesen unterhält, wird, wenn er dessen Gast ist, stets die Sitten und Gebräuche seines Wirthes achten und nach Möglichkeit sich ihnen anpassen; eben so handelt der Beamte, der im Dienst des chinesischen Staates steht. Eine Ausnahme macht nur der Missionar. Er glaubt meist, überall als Reformator auftreten zu dürfen. Er wird sich bald in den Familienkreis drängen und den Hausherrn zu überzeugen suchen, daß der Glaube, den der Aftat von seinen Vätern ererbt hat, ein falscher ist. Er wird den Kindern sagen: „Das, was Euch in Schule und Elternhaus gelehrt wird, ist falsch; nur meine Lehre ist die richtige.“ Wird nicht durch ein solches Gebahren Unfrieden und Zweifel ins Volk getragen? Werden nicht Achtung und Liebe, die beiden Grundpfeiler der Sittlichkeit, zerstört? Darf man sich dann wundern, wenn die ältere Generation solchem Thun Einhalt zu gebieten sucht? Was würde der christliche Vater sagen, wenn ein Unberufener sich unterstände, seine Kinder einen anderen Glauben zu lehren als den, der im Elternhause bekannt wird?

Niemals ist ein Haß, wie ihn jetzt die Chinesen dem Fremden zeigen, durch den Verkehr des Kaufmanns mit dem Handel liebenden Chinesen entstanden. Nur auf das unrichtige Verhalten der Missionare ist er zurückzuführen. Sehen wir uns die Kolonialgeschichte aller Kulturvölker an: Fast alle Streitigkeiten, die oft zu blutigen Kämpfen führten, haben ihren Ursprung in Angriffen der Eingeborenen auf zudringliche Missionare.

Es liegt mir vollkommen fern, das Missionwesen an sich zu bekämpfen. Ich freue mich als Christ, wenn mein Glaube recht viele Anhänger findet. Aber Unfriede darf nicht durch ihn entstehen. Wenn der Missionar sich an solchen Plätzen niederläßt, wo sich europäisches Wesen schon eingebürgert hat, wo eine relative Sicherheit für Leben, Habe und Gut verbürgt, so mag er dort seines Amtes walten. So viele Bekehrungen wie heutzutage werden die Missionen allerdings dann nicht zu verzeichnen haben; aber die kleine Gemeinde wird mehr wahrhafte Christen zählen als jetzt.

Auch die Bekehrungsmittel sollte man ändern. Nicht durch die trockene

religiöse Lehre allein kann auf die Eingeborenen gewirkt werden. Man muß ihnen greifbare Beweise der christlichen Liebe bieten. Man mag Krankenhäuser errichten, Armenasyle und Schulen, wo Lesen, Rechnen, Schreiben gelehrt und in Handwerken Unterricht erteilt wird. Der zu Befehrende muß einen Nutzen in der Sache sehen. Der eigentliche Religionunterricht darf nicht in den Vordergrund gerückt werden. Und vor Allem: man soll die Lehre und den Glauben nicht aufdrängen. Jede Religion hat ihre Mystik, die besonders auf die noch nicht zu klarem Denken erwachten Menschen wirkt. In solchen Köpfen entstehen dann die tollen Geschichtchen, die man den Missionaren gerade in China gern nachsagt. Die Aufgabe ist, der christlichen Kultur den Weg zu bahnen; ihr wird die christliche Religion dann bald folgen.

Den Regirungen aber seien die Worte Friedrichs des Großen ins Gedächtniß gerufen. Schutz jedem aufrichtigen Glauben, Schutz aber auch den nicht christlichen Völkern vor dem Uebereifer aufdringlicher Fanatiker!

W. von Hanneken.



Die Klaue.

Der Duft und die Stille einer Sommernacht umhüllten die weite Piazza in der Stadt Sylocks und der holden-Desdemona. Am Himmel zogen leichte, hellrothige Wölkchen dahin, zwischen denen der Vollmond seine Strahlen über die Paläste ergoß; Hunderte von Kerzen schimmerten hinter den Fenstern; und Musik und Stimmengewirr tönte über die schwarzen, lautlosen Wasserstraßen der Lagunenstadt hin. Hier und da verließ ein reich gekleideter Jüngling eins der stolzen Gebäude und eilte ans Ufer des Großen Kanals, wo sich die Gondeln schaukelten, und Jeder warf wenigstens einen flüchtigen Blick auf die hoch gewachsene weibliche Gestalt, die in Maske und Mantel rastlos die Piazzetta auf und ab schritt, ohne einen Menschen anzusehen, und die ganz sicher dennoch einen Begleiter erwartete. Mancher Edelmann näherte sich der schönen Peripathetikerin und bot ihr mit einer Ritterlichkeit, die fast immer im umgekehrten Verhältnis zu dem genossenen Wein stand, sein Geleit und seine Gondel an. Dann lästete die Gestalt Weste und Mantel und jedesmal fuhr der Bewerber entsetzt zurück, um alsbald auf beflügelten Sohlen seiner Gondel zuzweilen. Das war nur zu natürlich; denn das Antlitz, das die Wandelnde enthielt, war ein Totenkopf und die Brust, die sie sehen ließ, war ein modernes Skelet. Zuletzt kam aber ein Jüngling, der mutziger oder berauschter als die Andern sein mochte oder dem auch nur die Geistesgegenwart fehlte, sich der Lockung des Geipenstes rash zu entziehen. So mutzig oder so trunken er nun gewesen sein mag: er athmete doch erleichtert auf, als er sich zu seinem Erstaunen, statt von einem ellen Gerippe, von einem würdigen, silberhaarigen Greis umarmt sah, der ihm ängstlich

zuklüfferte: „Komm, mein Sohn, dahin, wo Dich der Lohn Deiner Kühnheit erwartet. Eigne Dir den Beutel Fortunats an, löse die Siegel Salomons!“

Der Jüngling zögerte einen Augenblick. „Steckt auch sonst nichts dahinter?“ fragte er vorsichtig. „Bedarf es nicht eines Verzichtes auf meinen Glauben? Muß ich nicht einen höllischen Pakt unterzeichnen?“

„Nur mit einem Tröpfchen Blut,“ erwiderte der alte Herr.

„Sie werden doch nicht vielleicht gar“, stotterte der Jüngling, „zufälliger Weise Er selbst sein?“

„Nein, mein Sohn, auf Ehre!“ sagte die geheimnißvolle Persönlichkeit. „Ich bin ein unglücklicher Magier, der sich in argen Nöthen befindet, und ich hoffe, durch Dich daraus befreit zu werden.“

Der Jüngling starrte noch einmal forschend dem Alten ins Gesicht, warf noch einen schnellen Blick auf dessen Füße und überließ ihm dann seine Hand, die Jener ergriff, um ihn hastig mit sich fortzuziehen. Sie eilten schnellen Laufes über den Platz und durch einige enge Gäßchen und machten an einem hohen Thurme Halt, an dem weder Fenster noch Thür noch sonst die Spur eines möglichen Aufstieges sichtbar war. Der Magier machte mit der Hand ein Zeichen, — und sofort fielen Stein und Mörkel auseinander, ein Eingang öffnete sich und sie drangen in das Innere; hinter ihnen schloß sich alsbald wieder der Mauerpalte. Der Jüngling bebte in entsetzlichem Grauen, als er sich mit seinem unheimlichen Genossen in der tiefen Finsterniß befand. Aber auf ein Haubewort des Magiers erschien in der Luft eine Hand ohne Arm, die eine Lampe trug und eine endlose Wendeltreppe beleuchtete. Der Alte bedeutete dem Jüngling, er möge vorangehen, und Dieser wagte keinen Widerspruch, obgleich er mit tausend Freuden alle Schätze der Welt für die allerkleinste Reliquie des allerkleinsten Heiligen hingegen hätte. Das flackernde Licht der Lampe warf schwarze Schatten über das Mauerwerk und die Treppe und sie schienen ihm höllische Phantome. Jeden Augenblick glaubte er, ein neues Schreckbild zu sehen: doch wenn er sich umwandte, sah er nur das Silberhaar des Alten.

Nach einer langen Wanderung von Treppe zu Treppe kamen sie an eine Oeffnung und betraten ein schönes Gemach, das durch eine Lampe zwar hell, aber für seine Größe doch nicht ausreichend beleuchtet war. Es war vollständig mit Ebenholz getäfelt und aus dem selben Holze waren die Möbel. Auf einer langen Tafel standen und lagen Schmelzriegel, Kristalle, Astrolabien, Sternkarten, geomantische Figuren und andere Hilfsmittel der Magie. Astromantische Schriften zierten die Wände zwischen sonderbaren Kristallgefäßen, in denen widerwärtige Wesen von unbestimmtem Aussehen sich matt und wirr zu bewegen schienen. Der Magier machte seinem Besuch ein Zeichen, sich zu setzen, setzte sich selbst und sprach:

„Tapferer Jüngling, ehe Du der unermeßlichen Macht und der Reichthümer theilhaftig wirst, die Deiner harren, erfahre, wer ich bin und warum ich Dich hieher geführt habe. Erblide in mir keinen gemeinen Schwarzkünstler, keinen lumpigen Astrologen oder Alchemisten, sondern den Genossen eines Merlin und Michael Scott, mit deren Namen Deine Lehrer den kocken Jugendübermuth wohl öfters geschreckt haben mögen. Ich bin Peter von Abano, von dem es fälschlich heißt, er liege seit zweihundert Jahren in der Gestalt eines Hundes unter dem Steinhausen, den die wüthende Volksmenge über ihm aufthürmte.

In Wahrheit aber wandle ich bis zum heutigen Tage noch auf Erden, dank dem Pakt, den ich Dir jetzt enthüllen will.

Mein Sohn, unwirksam sind die Fallstricke meiner Widersacher, vergebens die Nachstellungen des Böbels gewesen und bleiben es, so lange ich einen gewissen Vertrag erfülle, der in der höllischen Kanzlei registrirt ist und dem ich nun schon seit dreihundert Jahren getreulich nachkomme. In jedem Jahr habe ich dem Dämon einen Menschen zu überliefern, den ich durch meine Ueberredung vermochte, ihm für Macht, Reichthum, Wissen, magische Kräfte oder was sonst seinem Herzen begehrtenwerth erschien, seine Seele zu verschreiben. Sieh diese Rolle hier! Das sind die Verschreibungen, von denen ich sprach. Du würdest Dich wundern, wenn Du sähest, daß da Unterschriften von Männern sind, die in höchstem Ansehen stehen. Wie lieb mich mein Schariffinn im Stich bis zu diesem Jahre, wo ich, gerührt durch das eheliche Versprechen eines Jünglings von seltener Gottlosigkeit, es thörichter Weise unterließ, seine Schwindsucht gehdrig in Anschlag zu bringen. Heute nachmittags mußte ich von seinem Begräbniß erfahren. Heute ist aber der letzte Tag meines Jahres, und wenn ich meiner Verpflichtung nicht genüge, ehe die Sonne die Spitze jenes niedersten Hauses des Himmels erreicht, das sie eben durchschreitet, bin ich dem höllischen Reiche verfallen. Du siehst, mein Sohn, es war keine Zeit zu weilsüßigen Auseinandersetzungen. Ich erprobte deshalb den Muth der venetianischen Jugend. Du hast als Einziger die Probe bestanden. Widersehest Du Dich meinem Verlangen, so verlässest Du dieses Gemach nicht lebend, denn, wenn der Dämon kommt, mich zu holen, wird er sicherlich auch Dich in Stücke reißen. Du hast also Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Zaudre nicht! Die Zeit drängt, die Nacht schreitet vor, der böse Feind ist nah. Hörst Du nicht das Heulen und Wäthen des heranbrausenden Sturmes? Rette mich und Dich! Ich sehe Dich an, ich bitte, ich befehle: rette uns Beide!

In höchster Aufregung und mit kreischender Stimme hatte der Zauberer gesprochen. Nun schob er dem Jüngling eine Papierrolle zu, stach ihn mit einem spitzen Schreibstift in den Arm, sammelte das herauströpfelnde Blut in die Feder und drückte sie ihm gewalttham zur Unterschrift in die Hand. Dabei stimmte er eine höllische Vitanei an, die Kristallphiole begannen zu klingen und die Klänge schwoollen wie Töne aus einer Riesenharmonika an. Wolken flüchtiger Wohlgerüche zogen durch den Raum und eine endlose Prozession von Schakträgern erschien dem fassunglosen Jüngling. Aller Ueberfluß der Welt thürmte sich um ihn auf und er meinte, bis an die Brust in Juwelen und Gold begraben zu sein. Aus zahllosen Augen erglänzte ihm die Schönheit der Welt, Höflinge leiteten ihn zu prächtigen Thronen, muthige Schlachttroße wieherten ihm entgegen, reich geschmückte Tafeln brachen unter der Fülle lodender Gerichte, Ritter und Edle neigten sich huldigend vor ihm und Sklaven warfen sich vor ihm in den Staub. Dann schien es ihm, als ob Legionen von Geistern seinem Winke gehorchten. Ein Wort von seinen Lippen, eine ihm selbst unverständliche Formel genügten, — und schuppige Drachen glitten von Bäumen, die sie umringelt hatten, und boten ihm zauberhaft leuchtende Früchte. Obgleich Mutter Natur bei seiner Bildung nur gewöhnlichen Lehm verwendet hatte und er eins der phantastischsten Menschenkinder in ganz Venedig war, fühlte er sich so geblendet, daß er von Minute zu Minute schwächer wurde und den schlau gemischten Liebfosungen, Bitten und Drohungen Abanos kaum noch

Widerstand leistete. Schon hatte ihm Abano die Hand zu den ersten Buchstaben seines Namens geführt. Da fiel plötzlich sein Blick in einen Spiegel, der ihm das Antlitz des Magiers mit dem Ausdruck einer so gräßlichen Freude zeigte, daß er bebend den Schreibstift fallen ließ. Hilfe suchend, wandte er seine Augen himmelwärts. Aber jeder Blutstropfen erstarrte in seinen Adern, als sich seinem Blick eine ungeheure Klaue zeigte, die durch das Dach eingedrungen war. Offenbar der Theil eines Wesens von gigantischen Dimensionen, viel zu groß, um in dem Gemach oder selbst auch in dem Thurm Raum zu finden . . . Kalt gleichend wie Stahl, ruhte sie auf einem Sockel von mißfarbigem gelblichen Elfenbein und wies unverkennbar auf das Herz des Magiers.

Als Abanos Auge den Blicken des Jünglings folgte und die Unheilsvorbedeutung erkannte, verfürbte sich sein Antlitz in sinnlosem Entsetzen. Die Beschwörungswörter erstarrten auf seinen Lippen und sofort verwandelten sich die prunkenden Schauergestalten in grinsende Affen und widerliche Kröten. Er packte die Hand seines Opfers, um ihm die Bollenbung der Unterschriß abzuwingen. Der Jüngling wehrte sich vergeblich in seinen Fängen; schon gab er sich verloren, — da tönte der erste Klodenschlag der Mitternachtstunde durch das Gemach und stracks durchbohrte die gigantische Klaue den Magier von der Brust bis zum Rücken, packte ihn, hob ihn zur Wölbung empor und verschwand mit ihm, ohne irgend welche Spur zu hinterlassen. Unsjagbare Dankbarkeit erfüllte den Jüngling; aber noch ehe er seine Gedanken sammeln konnte, tönte der letzte Schlag der Mitternacht, alle Kristallbehälter barsten mit Krachen auseinander und ihre besreiten Inhasen ergossen sich schwärmend durch das Gemach. Alle machten sich über den Jüngling her, der gezerrt, gekraßt, geliebkost, gebissen, geblendet, von Wesen der ekelsten Art bedrängt und gepeinigt wurde und endlich verzweifelt nach seiner einzigen Waffe, dem Schreibstift, griff, um sich ihrer zu erwehren. Aber der Stift war zu einer züngelnden Schlange geworden . . . Das war zu viel . . . Seine Sinne versagten ihm und er fiel ohnmächtig zu Boden . . . Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, lag er auf einer Pritsche in den Gefängnissen der Inquisition. Die Richter saßen auf ihren Stühlen, schwarz gekleidete Hausbeamte schlichen lautlos hin und her oder harrten der Befehle. Einer prüfte die Schneide einer Art, ein Anderer glühte Zangen in einem Kohlenbecken. Zammervolles Stöhnen und Mehzen drang durch die massiven Mauern. Zwei bis zum Gürtel entblühten Folterknechte waren beschäftigt, Daumen- und Beinsschrauben in Stand zu setzen. Ein Wundarzt näherte sich der Pritsche mit einer Pfiöle und Lanzette. Der Jüngling schrie auf und verlor abermals das Bewußtsein.

Doch seine Furcht war grundlos. Die hohe Inquisition hatte schon Einsicht in die Rollen Abanos genommen und darin Könige, Prinzen, Minister, hohe Beamte und eine solche Anzahl von anderen Personen gefunden, die ihren Erfolg im Leben dem guten Einbernehmen mit dem Teufel dankten, daß sie vorzog, jeden weiteren Prozeß niederzuschlagen. Der Wundarzt stüßte dem Bewußtlosen ein Opium ein und der arme Jüngling kam erst an Bord eines Schnellseglers wieder zu sich, der ihn nach Cypern in den Heiligen Krieg führte. Im Kampf gegen die Ungläubigen hat der schwer Geprüfte den Tod gefunden.



Jenaer Studenten.

Auf Landstraßen, den Krümmungen der schimmernden Saale folgend, zwischen Rirsch- und Pflaumenbäumen, immer zur Seite Berge, die sich bei jeder Wendung zu neuen Coulißen zusammenschieben: so kam man vor fünfundzwanzig Jahren in der Postkutsche oder zu Fuß nach dem Städtchen Jena. Beim Eintritt durch das Johannis Thor, unter dem kloßigen alten Befestigungsturm, konnte man kaum danken, der heute nur noch für die Eingeweihten diese Stätten umwittert; denn heute liegen wir Jenaer an der großen Heerstraße. Unablässig keuchen Eisenbahnzüge durch das Gelände und die Stadt ist mit dem Verkehr gewachsen. Nach allen Richtungen erstreckt sie ihre Vorstadtvillen und Gärten und die zahlreichen Fabrikshöfe geben dem Stadtbild ein modernes Gepräge. Noch immer haben klassische Reminiszenzen weichen müssen, wo das bürgerliche Erwerbsbedürfnis seine Elbogenkraft erprobte.

Auch im Innern der Stadt ist eine in ihren ästhetischen Wirkungen dauerliche Plauermeisterarchitektur am „Verjühnern“; sie bricht neue Gassen durch gute alte Häuserreihen und fällt wundervolle Fronten, um den sogenannten Komfort der Neuzeit, Spiegelscheiben und propize Schaufensterauslagen einzuführen. Am Marktplatz hat zum Glück neuzeitliche Baulust bisher nur eine Seite gesüdet. Da steht noch das alte Rathhaus mit seinen kühlen Steinwölbungen, seinen hallenden Gängen, mit dem ehrwürdigen Weinlokal der Zeise, steht noch manches hochgegiebelte alte Bürgerhaus. Drales Denkmal Johann Friedrichs des Großmüthigen, des Stifters der im Jahre 1558 gegründeten Univerſität, und Adolf Hildebrands mehr als bescheidener Bismarckbrunnen sind als zweifelhafte Bereicherung in diesem Jahrhundert hinzugesetzt. Vergnüglicher als auf diese Skulpturen ist schon ein Blick in allerlei alterthümlich verwinkelte Seitengäßchen von wenigen Fuß Breite. Wie tot und ausgestorben liegen sie zwischen den überlebendigen Hauptstraßen; höchstens erinnert an den Seiten ein Gemüßekram oder eine kleine, verstaubte Werkstatt an die Bedürfnisse des Tages.

Wer aber auf den Galgenberg oder den Landgrafen steigt, so daß das ganze schmucke Bild ausgebreitet vor ihm liegt, Der bemerkt sofort, daß die Hochschule hier dominiert, genau wie im lebendigen Körper die Organe mit vitalen Aufgaben gegenüber dem bloß gehorchenden Glieder- und Muskelapparat. Wohin immer der weiße Finger zeigt: überall ringsum erheben sich die alten Kollegiengebäude, der ausgebreitete Komplex der Kliniken, die großen naturwissenschaftlichen Institute und die Bibliotheken. Die vielen fest aufragenden Bauten aber, die im Stil zum Theil an die florentiner Renaissance, zum Theil an normännische Baukunst gemahnen, sind die Heimstätten der Studentenverbindungen: der Arminen, Teutonen, Germanen und anderer Couleurträger.

Aufbringlich noch außen ist das Studentenleben hier nicht. Wer nicht die ungebundene Jugendluft da aufsucht, wo sie ihre Feste feiert, auf einem Kommerz oder auf einem Auszug nach einem der zahlreichen Bierdrücker, Der sieht keine Figuren, die sich in ihren Verkehrsformen von der übrigen Bevölkerung auffällig abheben. Es fehlt der Studentenschaft im deutschen Nordwesten heute viel-

leicht an den großen Forderungen und Fragen, die sie zwei Jahrhunderte hindurch oft bis zum Fieber erhitzten, denn die sozialen Probleme liegen theils unter, theils über, sicher aber außerhalb der Interessentkreise der in ihrer großen Mehrheit dem wohlhabenden Mittelstand angehörenden Jugend. Auch wird heute ernsthaft gearbeitet und die Weise des bürgerlichen Lebens, wie es sich offiziell darstellt, sind so glatt abgeschliffen und geradlinig. Schon die Schule schraubt das junge Menschenkind mit seinem Außen- und Innenleben in gewisse Richtungen; Wege, die vorwärts führen, sind vorgezeichnet und jeder Irrweg ist mit weithin sichtbarer Warnungstafel versehen. Die Einen halten sich an die Corpserziehung, Andere visiren auf den Reserveoffizier. Vollblütige Ueberflieger geben dann allerdings außergewöhnliche Menschen ab oder vergehren sich in pessimistischer Nervosität oder schließen doch am letzten Ende noch ihr Kompromiß mit der Gesellschaft.

„Petitmaitresse“ nannte man einst die berben „Burische“, die förmliche Schlachten in und um Jena lieferten, heute um ein Mädel, morgen um das heilige Gut der akademischen Freiheit oder um eine der großen Menschheitidolen, die die großen Männer aus Jenas strahlender Vergangenheit vom weihin rogernden Baum der Wissenschaften gebrochen hatten. Kein gefügiges Völkchen, diese Studenten des vorigen Jahrhunderts! Etwas von Landvolkswildheit streckte in ihnen. Sie kamen später, als es jetzt üblich ist, auf die Universität, blieben ihre drei oder mehr Jahre sesshaft und wollten sich ausleben, ehe es in die weltabgeschiedene Stille irgend einer kleinen Brotstelle ging. Berühmte Fechtmeister lehrten sie Rapier und Stoßbogen handhaben. Sie waren bewaffnet, vielfach beritten, in abenteuerlicher Kleidung, öfters begehrt als nächtern, immer in Weibergeschichten und Handel unter einander, mit den Pflichten, den „Gnoten“, den wandernden Handwerksburischen, mit Obrigkeit, akademischem Senat und Regierung, ja, mit dem Zeitgeist selbst verwickelt, so lange er sie nicht an ihrer Seele und ihrem Mannesstolz zu packen vermochte. Die Frequenzziffer der Hochschule stieg im Beginn des vorigen Jahrhunderts bis über 3000 und betrug noch während des Siebenjährigen Krieges mehr als 1300. Die Universität war einst als Hort und Schirm der lutherischen Lehre gegründet worden und hierher zog die Blüthe der deutschen Nation, besonders des deutschen Adels, strömten Scharen von Ausländern, namentlich Ungarn, Siebenbürger, Schweden, Dänen und Poländer. Eine reiche Literatur giebt Aufschluß über die Geschichte der jenoer Studentenschaft. Zu den wichtigsten Quellen gehören der Süddeutsche Kaufhard aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und die Stammbücher, von denen die großherzogliche Bibliothek in Weimar viele Hunderte besitzt. Die Sitten waren mehr als rauh. „Ganz Teutschland trank“, schreibt der deutschrussische Sprachgelehrte Wiedemann, „der Vater und der Sohn; der Vaie trank, die Klerisei trank und der Hof pfliegte zu trinken“; und so darf es nicht Wunder nehmen, daß auch in diesen Stammbüchern meist ein feuchtfrohlicher Ton angeschlagen ist:

„Neptun war ganz entbraunt, die Ceres zu umschließen,

Sie merkte seine Gluth und ließ sich willig küssen;

Sein kristalliner Mund sog ihren Malvasier . . .

So zeugten sie ein Kind. Wie hieß der Name? Bier!“

Schrieb ein Jüngling 1755. Es ist lehrreich, zu verfolgen, wie diese Poesien im Verlaufe der Zeit den Literaturmoden folgen, bald in didaktische und satirische Nächstern-

heit, bald in erotische Süßlichkeit und dann später wieder in den zierlichen französischen Tanzschritt fallen:

Quand ma bourse fait tin tin,
 Tout le monde est mon cousin.
 Quand ma bourse fait la la,
 Tout le monde dit: va, va.

à Jène 1762.

Peterssen, Mecklenbourgeois.

„Man kommt zum Ehrenkranz allein auf zweien Wegen,
 Den einen zeigt der Kiel, zum andern führt der Degen.“

„Ein Mädchen las und fand geschrieben:
 Du sollst auch Deinen Nächsten lieben!
 Gleich fiel dem guten Kinde bei,
 Daß auch der Purisch ihr Nächster sei.“

In diesen Stammbüchern steckt nicht allzu viel von der klaffen Sentimentalität der vorgotthischen Liebeslyrik. Sie sind dorb. „Das jenaische Frauenzimmer ist überhaupt nicht spröde“, schreibt Lauckhard; und einigermaßen bedentlich klingen Verschen wie

„Habe Dank, Lucretia, vor Deine Ehr,
 Jeko ersticht sich keine mehr“
 oder

„Den Mädchen dieser Stadt gehts wie den Nacht-Violen:
 Bei Tage will sie Niemand holen.“

Doch das Alles ist schließlich nur die eine Seite studentischen Lebens, und wie jede Zeit der Extravaganzen bei gesunder Jugend später ein um so strofferes Zusammenfassen fordert, so machten die nicht mehr ausreichenden landsmannschaftlichen Verbände dem Zusammenschluß Gleichstrebender Platz, die für männliche und ideal hochstrebende Ueberzeugungen eintraten. Aus und neben den Landsmannschaften, die sich auf die korporativen Interessen, Pflege der Geselligkeit, Regelung des Duellwesens und Vertretung nach außen, beschränkt hatten, entwickelten sich zahlreiche Ordensverbindungen, die ihre Schwärmerei für Tugend, Freundschaft und Vaterland den Dichtern und Denkern, ein zum Theil barocdes Ceremoniell aber freimaurerischen Einflüssen entnahmen.

Es kann nicht die Absicht dieser Skizze sein, auch nur annähernd ein Bild dieser Entwicklungen geben zu wollen. Sie sind am Er schöpfsendsten in der Festgabe der Brüder Robert und Richard Keil zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität behandelt worden.

Nur an ein besonders denkwürdiges Ereigniß sei hier erinnert. Ein Jahrhundert ist eben verstrichen, seit einer der charaktervollsten deutschen Männer, der jenaer Professor Johann Gottlieb Fichte, die Hochschule verließ, um aus Amt und Wirkksamkeit seine Schritte zunächst in eine Art von Verbannung zu lenken. Jena stand damals auf der Sonnenhöhe. Neben namhaften Gelehrten aller Disziplinen, lehrten Fichte und Schelling, kurz danach auch Hegel, und Schillers Einfluß und Persönlichkeit wirkte mächtig nach. Beide Schlegel gehörten einige Jahre hindurch dem Lehrkörper an; W. von Humboldt, dem schillerschen Hause besonders anhänglich, Johann Heinrich Voss, Tieck, Novalis und viele Andere standen den Schlegels nahe. „Ein Werk der Kühnheit, ja, der Vertwegenheit“ nannte 1794

Goethe Fichtes Berufung, die aus der eigensten Entschliehung Karl Augusts hervorgegangen war. Eine Untersuchung des cand. theol. Fichte über das Verhältnis der Philosophie zur Religion, „Die Kritik aller Offenbarung“, war ausgefallen und, da sie anonym erschienen war, dem großen Kant selbst zugeschrieben worden. Und wie hätte die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas“, wie hätte eine so ganz auf lebendiges Wirken gestellte Natur, als die Fichte sich in den tief bewegenden „Reden an die deutsche Nation“ später noch stärker erwies, wie hätte sie nicht mächtig auf die Jugend wirken sollen? War es doch längst nicht mehr die Jugend, der Rauhbar so böse Zeugnisse ausgestellt hatte, sondern eine Generation, die, von den großen Problemen der Zeit angezogen, ehrlich nach Verständnis rang.

Das Fichte-Büchlein Karls von Hase hat den ganzen Vorgang dokumentarisch festgelegt: die Verteidigung des „Demokraten“ Fichte gegen die Beschuldigung des Atheismus. Für den Rückschauenden ist es der Anblick erschöpfenden Geisteskampfes eines Denkers gegen formalistisch erstarrte Begriffe. Heute, wo empirisch-materialistische Forschung, eine Insel nur im Ozean der Denkströmungen, ein Weltbild konstruiert, in dem für keinerlei übersinnlich religiöse Vorstellung Raum bleibt, ist es schwer, diese „Konzilsitation“ eines nicht auf der Kanzel, sondern auf dem Katheder Stehenden zu begreifen. Wie sonderbar und unmöglich, daß ein Philosoph mit einem Konfessionarium in Glaubenssachen übereinkommen, der Philosoph nicht nur ein Gottbekenner, sondern auch ein Christgläubiger sein, daß er den persönlichen Gott eines positiven Bekenntnisses in sein System einschalten sollte oder doch nicht ausschalten dürfe! „Ich bin eher ein Kosmist als ein Atheist“: mit diesem Wort wehrte sich der Konstruktor eines in die höchste Geistigkeit, in eine raum- und zeitlose Erscheinungsform hineingebachten Ichs. Die Verhandlungen gingen hin und her. Der freisinnige, menschlich verständnisvolle Fürst bemühte sich, den Philosophen festzuhalten. Goethe sprach sich gelassen aus: „Wenn Fichte es nicht selbst der Regierung unmöglich macht, so wird sie ihn gewiß halten. Ich fürchte nur, daß das sichtliche Ich sich das Nicht-Ich oft ganz anders einbildet, als es ist.“ Aber die Gegenströmungen waren zu stark; und so verlangte das sichtliche Nicht-Ich in der Erscheinungsform eines weimarischen Ministerialreskripts nicht mehr und nicht weniger als „Enthaltung von allen solchen Vehräßen, die der allgemeinen Gottesverehrung widerstreiten.“

Damit brach jede Verständigungsmöglichkeit zusammen, der Abschied wurde schroff, heftig, mit nicht eben gnädigen Worten ertheilt. Mit philosophischer Ruhe tröstet sich Goethe: „Geht der eine Stern unter, geht der andere auf.“

„Seine Kollegen schwiegen“, heißt es in der dramatischen Berichterstattung Hases, „der Senat ertheilte Abschrift und Entlassung mit kalter, schweigsamer Geschäftsmiene . . . Nur die Jugend ist nach ihrer Weise offen aufgetreten.“ Ein Schrei der Empörung ging von diesen Jünglingen aus, die mit begehrter Seele an dem Lehrer hingen. Aber nicht mehr zügellos und wild forderten sie in Studentenanschlägen und Petitionen die Wiedereinsetzung Fichtes in sein Lehramt, sondern mit der Würde und dem gehaltenen Ernst, die er sie gelehrt hatte. Es waren wackere Burschen, die dem Lehrer die Treue hielten, und sie haben das Ansehen der jenaer Studentenschaft durch ihre muthige That gemehrt.

Enge Stiefel.

Schon der zehnte Sommer ist es, in dem die Frau Geheimrätthin mit ihrer Tochter den Strand in Poringödorf schmückt, — und Aline ist noch immer nicht verheiratet!

Trotz ihren dreißig Jahren hübsches Gesichtchen, liebenswürdiges Wesen, niedliche Toilette und allerlei andere gute Eigenschaften, ja, sogar Vorzüge und dennoch . . .

War sie wirklich noch nie begehrt worden? Doch! Gerade zehn Jahre war es jetzt her, seit Kurt Schreyer um ihre Hand warb. Drei Wochen lang hatte sie ihn ausgezeichnet und ermutigt, bis er sich endlich erkühnte, mit Mama zu sprechen. Mama hörte ihn lähl an.

„Ich werde Aline fragen.“

Mama fragte Aline, erinnerte sie an ihren Stand: sie die Tochter eines Geheimen Rathes, er ein simpler Kaufmann; zwar ein höchst achtbarer Stand, aber . . . „Wie kann ers nur wagen? Aline, ich will hoffen, Du besinnst Dich!“

Aline besann sich und Kurt ging für immer.

Frau Geheimrätthin und Tochter trugen . . . zu enge Stiefel.

Am Stammtisch zum Goldenen Hocht in G . . . sitzen sie zusammen: Excellenz der General von Beh; der Generalleutenant Sofo, die Majore Erb und Stein, der Kubiteur von Glah, die Geheimrätthe Imme und Meyer. Sie treffen einander jeden Abend, langweilen sich während der bestimmten Stunde, Jeder auf seinem bestimmten Stuhl; denn sie kennen einander in- und auswendig und das Wetter ist bald durchgesprochen. Alle sind sich im Stillen klar, daß der Klub tödlich ist und dringend einer Auffrischung bedarf. Aber wie ist Das zu machen? Mancher wäre freilich zu haben, Leute mit weiterem Horizont und Erfahrungen, frohe Gesellschafter, aber . . . kein Rang, kein Titel, . . . auch zu frei in ihren Anschauungen. Neulich erst Einer, der von der Weltreise heimkam und so viel erzählen wollte von Allem, was man „doch schließlich auch schon in Büchern gelesen hat.“ Und Alles sollte im Auslande besser sein! Und die Ansichten über Staat und Kirche! Unmöglich . . . Man kann ihn nicht wieder einführen! . . .

Und der Klub gähnt weiter, schließt die Augen im vollen Sonnenlicht und trägt . . . zu enge Stiefel.

„Haben Sie gehört meine Herren? Das Ding drüben vom guten von Neubrig ist verkauft! Eine Viertelmillion! Wird aber noch viel gebaut; große Konservenfabrik soll daraus werden. Ganz vorzügliche Idee und Segen für die ganze Umgegend mit ihrem Obst und Gemüse. Schwelte so schon dem alten guten Neubrig vor. Hatte aber das Zeug nicht dazu; zu wenig Kaufmann.“

„Soll ein charmanter junger Mann sein, unternehmender Kopf . . . gute Familie. Höre, er thut's rein zum Zeitvertreib; um der Industrie aufzuhelfen.“

„Hat schon eine bedeutende Musterschule in Schlesien gegründet; sollte Kammerzienrath werden, aber ausge schlagen.“

„Et, was sagen Sie dazu, lieber Geheimrath: einen Titel zu refusiren, den Majestät verleihen will?“

„Je nun, lieber Rubiteur, persönliche Ansichten. Lernte den jungen Mann vor zehn Jahren kennen; so weit ich ihn beurtheilen kann, wird es nicht aus Hochmuth gethan haben.“

Der Geheime Rath sah wie auf Kohlen. Er ging heute ein Viertelstündchen früher, denn er konnte es kaum erwarten, Frau und Tochter die Neuigkeit mitzutheilen.

Kurt Schreyer war der Käufer. So viel man wußte, war er nicht verheirathet . . . Großer Gott! Wenn Aline . . .

Kurt Schreyer hat nirgends Besuche gemacht und lebt ganz für sich. Fräulein von Körner, die Nichte des Kammerherrn von Glabig, führt ihm den Haushalt. Man sieht ihn höchstens, wenn er zur Bahn eilt, wenn er die Arbeiten in den Obstplantagen prüft oder den Fortschritt der Bauten besichtigt.

„Ach, Mama! Daß Du damals so . . .“

„Kind, keine Vorwürfe! Wir waren es unserer Stellung schuldig. Uebrigens vielleicht . . . wer weiß?“

„Reide Dich an, Aline! Weißt Du: das moosgrüne mit dem Bolero-Jäckchen; es steht Dir am Besten. Das Matrosenhütchen mit den Ablersfedern . . . Wir wollen doch heute endlich der lieben von Körner unsere Aufwartung machen, der alten guten Freundin!“

„Aber Mama! In sein Haus, — ich?“

Kurt Schreyer ist nicht zu Haus. Bis morgen auswärts beschäftigt. Fräulein von Körner kann den werthen Gästen das ganze Heim ungestört zeigen. Wie reizend das Alles ist!

„Nur ein Frauchen fehlt, das mit ihm genießen kann!“

„Um Gottes willen, wenn er Das hörte! Wie ist er eigen! Und von Frauen will er gar nichts wissen.“

Hier das Speisezimmer, die Galerie, die Bibliothek. Und hier das Arbeitszimmer!

„Aber welcher Sonderling . . . überall an den Wänden die einzelnen Stiefel und alle von so merkwürdiger Form: alle zu eng oder zu schmal. Sagen Sie nur, Liebste, was soll Das bedeuten?“

„Seine Lehrmeister nennt er sie . . . Alle haben Namen und Datum. Jeder bedeutet eine schlimme Erfahrung mit Behörden, mit Vorgesetzten, mit der Gesellschaft. Alles krank! — sagt er oft —: zu enge Stiefel!“

Einer hing über dem Schreibtisch. Ein großes A. stand daran und 1888.

Ah! Welche Erinnerung! Und Aline und Mama trugen ja längst weitere Nummern! Aber jetzt war es zu spät.

In der Wolle.

Die Textilindustrie hat ihr besonderes Schicksal. Mochten alle Schöte rauchen, mochten sich Millionen auf Millionen häufen: das Glück ging in den Perioden des Aufstiegs an dem Bekleidungsgerwerbe meist spurlos vorüber und nied natürlich erst recht seine Pforte in Zeiten des Niederganges. Erst langsam hinkte die Textilindustrie dem Glanz nach, der in den letzten Jahren Holz, Kohle und Eisen, Drogen und Chemikalien umstrahlte. Erst im Jahr 1898 vermochte auch der Wollhandel kräftiger aufzuathmen. In den meisten modernen Staaten war die Bevölkerung zu ansehnlichem Wohlstand gelangt. So löste sich denn allmählich der Druck von allen Gewerben. Selbst die niederen Stände gewöhnten sich zugleich mit besserer Nahrung auch an bessere Kleidung und für das Wollgeschäft kamen glücklichere Zeiten. Das Material wurde knapp, besonders in den feineren Sorten, die von der Industrie in Folge der veränderten Modedirichtung bevorzugt wurden, und die Preise konnten sich von ihrem Niveaue erheben. Und während der Konsum stieg, verminderten sich die Zufuhren. Das mußte die Preisentwicklung günstig beeinflussen. Aber einer skrupellosen Spekulation genügte diese aus natürlichen Verhältnissen sich langsam herausarbeitende Besserung nicht und so begann sie, bedrohlich klingende Nachrichten von einem ungeheuren Massensterben der Schafe in Australien, der Heimath des reichsten Wollsegers, zu verbreiten. Dadurch wurde Furcht vor einem baldigen Wollmangel erzeugt und Händler wie Spinner suchten unermüdet Material heranzuschaffen, um auf Jahre hinaus versorgt zu sein. Die Preise wirbelten aufwärts; aber je kühner sie emporstiegen, um so eifriger wurden Käufe vorgenommen, — nicht von sämmtlichen Verbrauchern, aber doch von der Mehrzahl ihrer Hauptvertreter.

Die Herrlichkeit konnte natürlich nicht lange dauern. In kaum fünf Vierteljahre war Alles vorbei. Die Fabriken hatten sich so reichlich versorgt, daß sie schließlich neue Angebote zurückweisen mußten, um nicht übermäßige Bestände auf Lager zu halten. Auch zerstörte die unbestreitbare Thatsache umfangreicher Wollsendungen aus Australien das Märchen vom Massensterben der Schafe. Die Kaufkraft der Bevölkerung hatte sich als eng begrenzt erwiesen, und da der Absatz zu stocken begann, wurden die Verarbeiter der Wolle verstimmt, dann ängstlich und bald verzweifelt. Als die londoner Auktion in Folge dieser Stimmung Preisermäßigungen brachte, besah die Spekulation erst den Schaden, den sie selbst zugefügt hatte, und traf ihre Maßnahmen nur noch aus einer Stimmung völliger Nutzlosigkeit heraus. Die Verbilligung wurde dadurch befördert, daß die Eigenthümer ihre bereits registrierten Anmeldungen zu neuen Auktionen zurückzogen, um ihre Waare vor dem Schicksal der Entwerthung zu schützen. Da aber diese nachträglichen Entschlüsse allgemein bekannt wurden, so verschlechterten sie nur die Gesamtlage; Schlimmeres wurde befürchtet, als wirklich sich ereignet hatte, und bange, dumpfe Verzweiflung ergriff das ganze Gewerbe.

Liegt ein Grund für diese Stimmung vor? Das Verhalten einer Verbrauchswaare, die nicht reiner Modestartikel ist, ist in erster Reihe von dem Umfang der Erzeugung und des Bedarfes abhängig. Beide Faktoren haben innerhalb der letzten Jahre keine wesentliche Verschiebung erfahren. Gewiß: die australischen Weerden scheinen nicht mehr so zahlreich zu sein wie noch im Jahre 1898; die

politischen Wirren haben die Gewinnung von Wolle am Kap eingeschränkt und auch am La Plata hat sich die Merinozucht etwas vermindert. In klaren Ziffern lassen sich Nachweise über die Erzeugungverhältnisse für einen geschlossenen Zeitraum kaum aufstellen. Aber eine wesentliche Verringerung der Produktion ist auf den Weltmärkten nicht sichtbar geworden. Der Bedarf an Wolle hat sich bei der wachsenden Beliebtheit der Pflanzenstoffe zwar vielfach vermindert. Aber die in der Bevölkerung der Erde eingetretene Zunahme und das Interesse weiter Volksschichten an einer Verbesserung der Kleidung gleichen dieses Manko wieder aus. Nun könnte gegen die Wollkämmerien der Vorwurf erhoben werden, daß sie eine Ueberproduktion an Kammzug herbeigeführt haben. Das wäre aber nicht berechtigt, denn die fertiggestellte Waare hat fast vollständig Abnahme gefunden. So weit sind die Verhältnisse des Wollgewerbes normal. Auch die politischen Erscheinungen haben auf sie, da nach China und dem Transvaal nur unbedeutende Mengen Wolle verschifft wurden, innerpolitische Störungen aber für den Verbrauch von Wolle ohne Bedeutung zu bleiben pflegen, keinen wesentlichen Einfluß geübt. Die Gestaltung des Geldmarktes könnte schließlich als schuldig an dem Niedergang des Wollgeschäftes befunden werden. Doch fehlten die Mittel eigentlich nicht, denn die Bankwelt vermied jede Belästigung der Wollindustrie, die ihr eine gute Kundschaft bot, und stellte ihr nach Kräften selbst hohe Kapitalien billig zur Verfügung. Nur indirekt mag das finanzielle Entgegenkommen zu der Krisis, in die das Wollgewerbe verfallen ist, beigetragen haben: es wurde der Spekulation zu leicht gemacht, waghalsige Unternehmen auszuführen. Dieser Vorwurf trifft weniger deutsche als französische Banken.

Verantwortlich für das Schicksal der Wolle ist in erster Reihe der Terminhandel, der schuld daran war, daß an einem Tage an einer Börse der Gesamtbetrag der zum Verkauf gebrachten Kammzugmengen sich höher bezifferte als die wirkliche Gesamtterzeugung aller Kämmerien der Welt innerhalb eines ganzen Jahres. Der Dunkel- und die Gewinnwuth vieler unserer Lohnkämmerien und Kammgarnspinnereien verschlimmerte die Lage. Ihnen genügte es nicht mehr, ihrer Bestimmung gemäß in Lohnarbeit zu kämmen, also ein Geschäft zu treiben, das langsam, aber sicher seinen Mann nährt, oder Gespinnste herzustellen, für die sich unter normalen Umständen willige Abnehmer finden. Sie importirten in ganzen Schiffsladungen Wolle für eigene Rechnung. Die Schicksale der Leipziger Wollkammeri-Aktiengesellschaft und der Bdslsruer Kammgarn-Fabrik illustriren die Leichtfertigkeit, mit der spielsüchtige Direktoren ihr Gewerbe in pejus zu reformiren suchten. Für das Leipziger Unternehmen war noch ein Schiff mit Wolle unterwegs, als kein Pfennig zur Bezahlung mehr vorhanden war. Bei einem Aktienkapital von 4 200 000 Mark hat sich in kurzer Frist eine Unterbilanz von 4515 000 Mark ergeben, und wenn Das richtig ist, was die tiefbetrübten Aktionäre erzählen, worüber aber von der Verwaltung keine Aufklärung zu erlangen scheint, so sind von der Leipziger Kämmererei heute für 28 Millionen Mark Akcepte einschließlich Lombarden im Umlauf. Schon lange wurde gemunkelt, der Aufsichtsrath habe zur Deckung von Verlust einen Einbruch von einer Million Mark geleistet. Ist Das wahr, so liegt eine Verschleierung der Bilanz vor, die das Handelsgesetzbuch im Paragraphen 266 unter schwere Strafe stellt. Die Verwaltung setzt auch diesem Verdict Stillschweigen ent-

gegen. Die österreichische Schwesterfabrik in Böslau hat es eben so arg getrieben und ihre Verwaltung ist nicht minder schwierig. Noch vor einem Vierteljahr wurde die letzte Dividende auf das Aktienkapital von fünf Millionen Kronen mit zehn Prozent oder hundert Kronen für die Aktie ausbezahlt und nun überrascht die hochmüthige Oesterreichische Kreditanstalt ihre Freunde mit der kurzen Benachrichtigung, daß die böslauer Fabrik durch den Rückgang der Wollpreise, wie alle auf die Verarbeitung von Schafwolle angewiesenen industriellen Unternehmungen, Verluste erlitten habe und deshalb eine Erhöhung des Aktienkapitals um fünf Millionen Kronen in Aussicht genommen sei. Eine Verwaltung, die eine so beträchtliche Vermehrung der Betriebsmittel den Aktionären in Vorschlag bringen kann und so ehrlich ist, nebenbei auch einige bedauerliche Verluste zu erwähnen, muß — so dachten die biederen Aktionäre — ein sehr gutes Gewissen haben und einer Verzinsung des doppelten Kapitals gewiß sein. Leider verschwieg die gute Verwaltung in ihrer harmlosen Art, daß nicht weniger als achtzig Prozent des Aktienkapitals verloren seien und die verehrliche Direktion an die zehn Millionen Pfund Wolle zu höchsten Preisen fest gekauft habe, also ein Quantum, dessen Verarbeitung Jahre über Jahre erfordern müßte, — kurz, daß auf Kosten der Aktionäre eine Spekulation tollster Art vorgenommen sei. Der Verwaltungsrath schien von Alledem nichts zu wissen. Auch der Aufsichtsrath der Leipziger Wollkammer weiß ja vortrefflich die Rolle des Unschuldengels zu spielen.

Und doch sind die deutschen und österreichischen Spekulanten Waisenkinder im Vergleich mit ihren französischen Kollegen, die sich in Roubaix und Tourcoing eingenistet haben. Diese beiden Plätze haben sich in dem knappen Zeitraum von zwölf Jahren zu Centralen des Terminhandels für Schafwolle entwickelt. Die günstige Lage in der Nähe der Häfen von Antwerpen und Dänkirchen gestattete bei dem Import des Rohmaterials aus Australien und Südamerika manche Erleichterung der Bezugsbedingungen, während die Absatzverhältnisse durch die Nähe der französischen, belgischen und deutschen Industriebezirke begünstigt werden mußten. Es wurde eine besondere Caisse de liquidation et de garantie de Roubaix et de Tourcoing geschaffen, die mit den älteren Abrechnungstellen in London, Antwerpen und Leipzig in Wettbewerb trat und den Kurzen Sicherheit verleihen sollte. Bald verschwand der Bedarf der Spinnerereien hinter den Mengen, die im Terminhandel umgesetzt wurden. Als der Rückschlag im Wollgewerbe eintrat, waren ausschließlich Haussverpflichtungen vorhanden, die, da effektive Waare fehlte, durch Baarzahlung der Differenzen gelöst werden mußten. In diesem kritischen Augenblick versagte der bisher willig geleistete Kredit der Banken und die Bank von Frankreich mußte eine Hilfsaktion in großem Stil einleiten, um die Millionenverluste der Industrie und der Spekulation, in deren Lager sie abgewenkt war, zu mildern. Der Terminmarkt in Wolle hat der Industrie keinen Nutzen gebracht, hat sie sogar schwer geschädigt. Die Spekulation schuf künstlich Kurse, unter denen die Allgemeinheit zu leiden hat. Man unterdrücke den Terminhandel da, wo er nicht zum Zahlungsausgleich und zur Beobachtung des Gleichgewichtes der Geldmärkte unbedingt nöthig ist, und die jetzt so schädlich wirkende Kursreiberei wird aufhören. Wer auf dem Wollmarkt erscheint, mag die Waare ausschließlich erwerben, um sie an Fabrikanten weiterzugeben oder selbst zu verarbeiten. Ein Spekulationsobjekt darf Wolle niemals sein.

Theaternotizbuch.

Es geht wieder los. Seit ein paar Wochen sieht man in den Hauptstraßen wieder die mobisch gekleideten Spieler und Spielerinnen, mit braunroth gebrannten Gesichtern, die sie so stolz zeigen wie Couleurstudenten die zärtlich gepflegten Narben. Und mindestens eben so lange liest man, wer von den alten und jungen Theatergöttern „die letzte Hand an ein den Abend füllendes Schauspiel legt“; es

ose jetz: Wärme
gniß der Werke
Das ist für den
er wirklich ein
selten die Kus-
Trensfahrten als
unzulänglichem
ar löbliche Ver-
schwache, aber
en Dichters un-
ns damit zwei
stiftigung boten.
von denen man
dem Oratorium
ens erwachende
e Alltagsbühne
nen anvertraut
bühne die lüden-
die Hauptstellen
e und Volpreut
omatischer Befiß
separate unter-
Herr von Wila-
en hat, immer
on, Gymbeline
ersten* Bühne
ürliche Tochter
den Giganten
skinder wollen
den bisher sich
imente denken.
d noch nicht so
der modernen
s Kästlerschule
er Brouwer in
sky versuchen,
h. Geht es im
auf dem Tief-
assenstücke des

tänkt auch ein Kuppiet, ein Watagenoradma, ein Spiel oder eine Stomoe
ist Schall und Rauch. Und mit der Novitätenliste wird ein Verzeid
verfaßt, die „im Lauf der Saison neu einstudirt werden sollen“. In
Abonnementfang gut und schreckt vielleicht einen Konkurrenten ab, d
der angeführten Stücke neu einstudiren wollte. Den Anzeigen folgt
führung dieser großen Pläne. Herr Paul Lindau, der nach allerlei
Direktor des Berliner Theaters wieder aufgetaucht ist, hat mit den
Mitteln eines keiner großen Aufgabe gewachsenen Personals ein pa
suche gemacht; er brachte Kleists starken Amphitryon und Grillparzer
in ihrem wirren Streben nach einem dem Vermögen des bourgeois
erreichbaren Ziel interessirende Vibussa auf die Bühne und gab u
Theaterabende, die dem nachsinnenden Geist für eine Weile Besch
Ich glaube, es waren im vorigen Spieljahr die einzigen Abende,
Solches behaupten darf. Denn von Björnsens mächtig instrumentir
„Ueber unsere Kraft“ wurde nur der erste Theil aufgeführt; und Zbf
Tote, die ganz ungenügend dargestellt wurden, gehören nicht auf die
und sollten an Feiertagen nur besonders dazu ausgewählten Min
werden. Muß es immer so bleiben? In Paris wäre ein Theaterjahr
lose Reihe der klassischen Dramen undenkbar; das Publikum, das d
dieser Dramen auswendig weiß, will Phaedra und den Oid, Iphigeni
in jedem Jahr mindestens einmal auf den Brettern sehen. Unser dra
ist reicher als der Galliens, schon, weil wir die Weirchen und Thal
wässert genießen können. Sollen wir die hellenischen Meisterwerke, die e
mowig-Moellendorff in ein kraftvoll schwingendes Deutsch übertrag
entbehren? Darf ein Jahr hingehen, ohne uns Kleopatra und Tim
und Kressida und den Schatz der Königsdramen zu zeigen? Auf einer
der Reichshauptstadt darf der ganze Faust, darf Stella und die nat
nicht fehlen; auch Penthesilea, alles aus dem Lebenswerk des nero
Fehbel Darstellbare, den ganzen Ibsen und Anzengrubers Sonntag
wir sehen. Dann erst, wenn diese Pflicht erfüllt ist — die zu erfül
eigentlich nur das Schiller-Theater bemüht hat —, darf man an Gyp
Auch dazu fehlt der Stoff nicht. Calderon, Corneille und Racine sin
tot, wie die Berliner Weisheit sich träumt, Shakespeares Lustspiele sind
Bühne erst zu erobern, Macchiavellis Mandragola und Sheridans
würden auf unseren Theatern nicht schlechter wirken als ein Goya ob
unseren Galerien und an Molières Don Juan könnte sich Matkon
dessen üppige Kraft ohne großen Gegenstand mäßig verkümmern mu
Schlendrian weiter, dann werden auch unsere Schauspielhäuser bald
punkt des königlichen Opernhauses angelangt sein, das nur noch die S

Tages herunterleiert und in dessen entweihete Hallen der musikalisch Empfindende schon hineinschleicht, als müsse er sich der unverzeihlichen Sünde schämen.



Den ganzen Jöben sollten besonders die Schauspieler fordern. Sie müssen endlich von dem Wahn geheilt werden, die Werke dieses Urdramatikers seien unter Weiseshauern zu psalmodiren und ganz anders darzustellen als irgend ein anderes dramatisches Gedicht der Weltliteratur. Das wird nur gelingen, wenn auf den Brettern, von Brand bis zu Borkman, systematisch die Entwicklung des nordischen Dichters gezeigt wird. Neulich wurde im Lessingtheater der „Bund der Jugend“ aufgeführt. Es ist technisch kein Meisterwerk, ist ein halbreifer Jöben; auf dem Theater aber müßte das Stück einen lauten Erfolg haben, wenn es muthig und einheitlich als Posse gespielt würde. Denn eine Posse ist's, eine politische Posse im Stil Molières und Volbergs — also nicht undarstellbar wie die aristophanische Satire —, und possehaft wird die hochmüthige Jüdolenz angeblich Konservativer und die sonore Streberphrasen angeblich Liberaler verhöhnt. Daß auch ernste Dinge vorkommen, daß eine kleine Frau Selma Moraaanwandlungen hat, ändert nichts an dem Wesen des Werkes, das nur in einer auf den kräftigsten Possenton gestimmten Darstellung wirken kann; sehr ernste Dinge fehlen ja auch im *Malade imaginaire* nicht. Aber der Autor heißt Jöben und so wagt Possenmuth und Uebermuth sich nicht hervor. Und nun schien fast jeder Zug in dem Bilde verzerrt und die selben Leute, die doch die loyalen Reden unserer Oberbürgermeister und anderer Provinzgrößen kaum noch bestaunen, meinten, Gestalten wie der abvolatorische Streber Stensgard seien in der wirklichen Welt nicht zu finden. Ach, wie oft sind solche Jugendbünde während der letzten Jahre in Deutschland gegründet, wie oft nach kurzem Kampf die großen, herrlichen Prinzipien wieder in die Westentasche gesteckt worden! . . . Aber ich will vom Theater reden und den Wunsch aussprechen, daß man sich wieder daran gewöhnen möge, in einem Regisseur nicht einen Menschen zu sehen, der neue Möbel auf die Bühne stellt, für schöne Dekorationen und prunkhafte Gewänder, allenfalls noch für gut geordnete Gruppen sorgt, sondern den Stimmer und Leiter der Vorstellung, der die tiefste und feinste Absicht des Dichters erfährt und, ohne sich von den Privatwünschen effektstüchtiger Nimen beirren zu lassen, als gewissenhafter Verwalter des Pöetengutes sein Amt betreibt. Für einen solchen Regisseur und seine Jügelinge wäre ein Jöbenzyklus die Hohe Schule.



Ein zweiter Wunsch: die konfessionirten Geschäftsleute mögen für ihre Unternehmungen mehr brauchbare Männer und Frauen miethen. Es ist unerträglich, immer die selben Gestalten auf der Bühne sehen zu müssen. Die Scheidewand, die in Frankreich das Kostümbrama vom modernen Stück trennt, brauchen wir nicht zu respektiren. Antigone kann, wenn ihre Kunst ausreicht, morgen Rebecca West sein. Doch auch der Anblick der hellsten Sterne wird, wenn man sie stets glänzen sieht, monoton. In keiner Großstadt wirtschaften die Leiter „erster“ Bühnen mit so winzigem Personal wie in Berlin. Das mag der Applausjucht berühmter Diktationen angenehm sein; nützlich ist's ihnen nicht. Denn die Erkenntniß der Manier, von der kein Breiterheld frei ist, keine Theaterkönigin frei sein kann, lähmt das Interesse . . . Und vielleicht versuchen rüstige Geschäftsleute, endlich wieder junge Mädchen zu entdecken.

Nichts fehlt unseren Bühnen so sehr wie Spielerinnen, denen man einfache, wohl-erzogene junge Mädchen glaubt. Nichts? Noch mehr fehlen am Ende die genialischen Krassaturen, die gestaltende Phantasie und den Muth zur Freskofunst haben. Die sind nicht aus dem Boden einer uniformirenden und nivellirenden Zeit zu stampfen, deren stärkster Ausdruck das Melodrama und die Tragikomoedie ist. Junge Mädchen von freundlichen Sitten und schlankem Wuchs aber kann der Suchende finden.

Ein dritter Wunsch: macht, liebe Leute, aus dem Theater nicht länger mehr ein unermeßlich tiefes Mystorium und schimpft nicht jedesmal, wenn die Zahlenden sich amüsiren. Den Glauben, wir könnten heute, mit unserm Publikum, unsern Eintrittspreisen, die das Volk ausschließen und einer verschwindenden Minderheit das Privilegium der Meinungsmache sichern, ein Idealtheater haben, eine auf die Volksstlichkeit wirkende Anstalt, hat jeder Verständige ja längst eingefargt und es lohnt sich nicht, ihn immer wieder aus den Veintüchern zu wickeln. Mit solchem Spul sind Blumenthal & Kadelburg nicht zu bannen. Schlechte Stücke sind stets aufgeführt und stets mit Beifall begrüßt worden. Jedes Theater braucht sie, um zu leben, Goethe wußte, was er an Pfund hatte, und hielt sich nicht für zu gut, ein Nachspiel zu den „Fogestolzen“ zu schreiben und den Bewegter einer bretternen Spießbürgerwelt als erfolgweisen Theatermann zu feiern. Wenn unsere Pfunds noch weniger leisten als ihr Hühner, so liegt es sicher an der Stundschast, für die sie arbeiten. Seht Euch das Publikum an, strenge Kritiker, und werft dann Steine auf die emsigen Lieferanten! Es ist das selbe Publikum, dem Ihr eingeschämert habt, die „Versunkene Glocke“ sei eine faustischen Ruhmes würdige Dichtung und „Heimath“ das Werk eines tiefsinnigen, reinen Poeten. Heute würdet Ihr nicht wiederholen; gebt nur Acht, daß Ihr bei neuen versunkenen Glocken und einer neuen Heimath nicht wieder die selbe Dummheit macht. Wir könnten in Frieden leben und brauchten nicht in heller Wuth gegen ein Schwindelkomplott zu kämpfen, wenn Ihr die Wille hättet, Euch mit der Verführung zu begnügen, daß Herr Hauptmann sein empfindet, gut beobachtet und oft sehr sauber arbeitet und daß Herr Sudermann ein ungemein geschickter Funder kräftiger Theatereffekte ist, daß wir einen großen, die neue Weltanschauung plastisch gestaltenden Dramatiker in Deutschland aber heute nicht haben. Auch keine große „Epöche“. Müssen denn immer Epöchen verzeichnet werden? Der gebildete Deutsche kennt ja seine unbestreitbar großen Dichter, die toten, noch lange nicht. Muß ihm in jedem Winter mindestens ein Viertelbuzend neuer Genies mit sauco piquante servirt werden? Und dann: ist's wirklich eine Weltkatastrophe, wenn einmal eins der neuen Titanenwerke nicht nach Gebühr verstanden und unglimpflich behandelt wird? Der starke Dichter kann warten, kann mit dem nächsten Wurf das früher unfreundlich aufgenommene Kind seiner Kunst aus der Verlehnung ziehen. Es wäre wunderhübsch, wenn man diese Dinge ein Bißchen leichter nähme und von dem ganzen Theatergeschäft hinfiro nicht ein so fürchterliches Getöse machte.

Es geht wieder los. Und ich zweifle keine Sekunde, daß wir die alten Fanatismen, den alten Schwindel, die alten Dummheiten wieder erleben werden.